

Stadtarchiv Mannheim

Nachlaß

Hermann Heimerich

Furtek. 1940.

Juni Thadat a.Ö. Prof. Max Philipp
(Vorsteher Verband wohnt München (63 Jahre)
Leibjgsh 41.

" Oberstaatsanwalt a.Ö. Hans Hess - Nürnberg

1941.

6. Dr. Gebauer:
Alfons Perner
Wilhelm Tiefenbacher.

gest. August Perner. (Pen.)

Oberbürgermeister Finken Hes.
Theodor Francke - Lübeck "

Thadat Michel.

1942

gest. Frau Leiter
Fern u. Frau Prof. Blaustein
Tochter Conni Conradi

verschoben 1939.

Landeskomm. Schepelmeier
Ministraldiseur Baader
Wilhelm
Lept. v. Börsche

Bernhard Harns (63 Jahre)

Glastrachwerks a.Ö. Leib.

Reichsminister a.Ö. Heinrich Brauns
71 Jahre 1920-1928 in dgl. auf.
einerdeplgender Kabinett Reichs.
ministe.

Sigmund von Forsten, Geheimer
Tugendrat in Nürnberg 88 Jahre.
Geheimer Justizrat.

Dr. Arthur Bodenky

1940

Hélène Böhlan (onet al Ranchid
Genespräsident Gottlob von Weigel -
Nürnberg (81 Jahre) Bay

Dr. phil. h. c. Georg Graf von Arco (71 Jahre)
1903 - 1931 technischer Leiter von
Telefunken 1903 gegründet, Vorstandsmitsglied

DR. JUR. ET RER. POL. DR. RER. OEC. H. C.
HERMANN HEIMERICH

BERLIN N 4 / CHAUSSEESTRASSE 117

FERNRUF: D 2 WEIDENDAMM 1088

BANKKONTO: DEUTSCHE BANK UND DISKONTO-
GESELLSCHAFT BERLIN W 8, STADTZENTRALE A
POSTSCHECKKONTO: BERLIN 171131

Herrn

Landu

IHR ZEICHEN

IHRE NACHRICHT VOM

MEIN ZEICHEN

TAG

BETREFF:

Tote .

Adolf Roamm

Hans Schmidt 1933

Willy Hahn 1931

W. Elbom Weigel 1933

Hans Bernhard 1933

Max Ries 1908

Weigel

Schorr

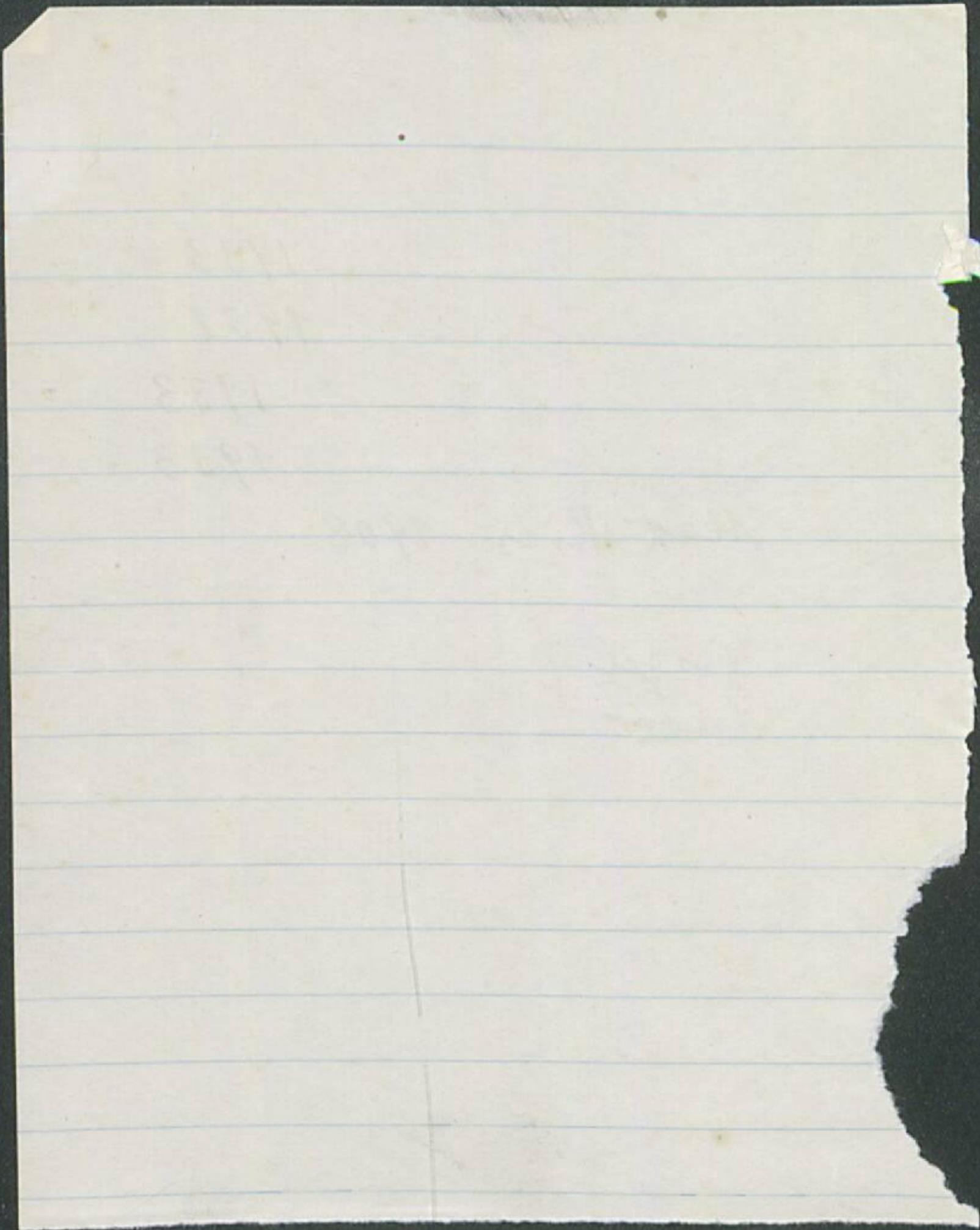
Oto Baumgarten 1934

Carl Gebhard 1934

Gabriele Haiss 1934

Franz Pfeifer 1934

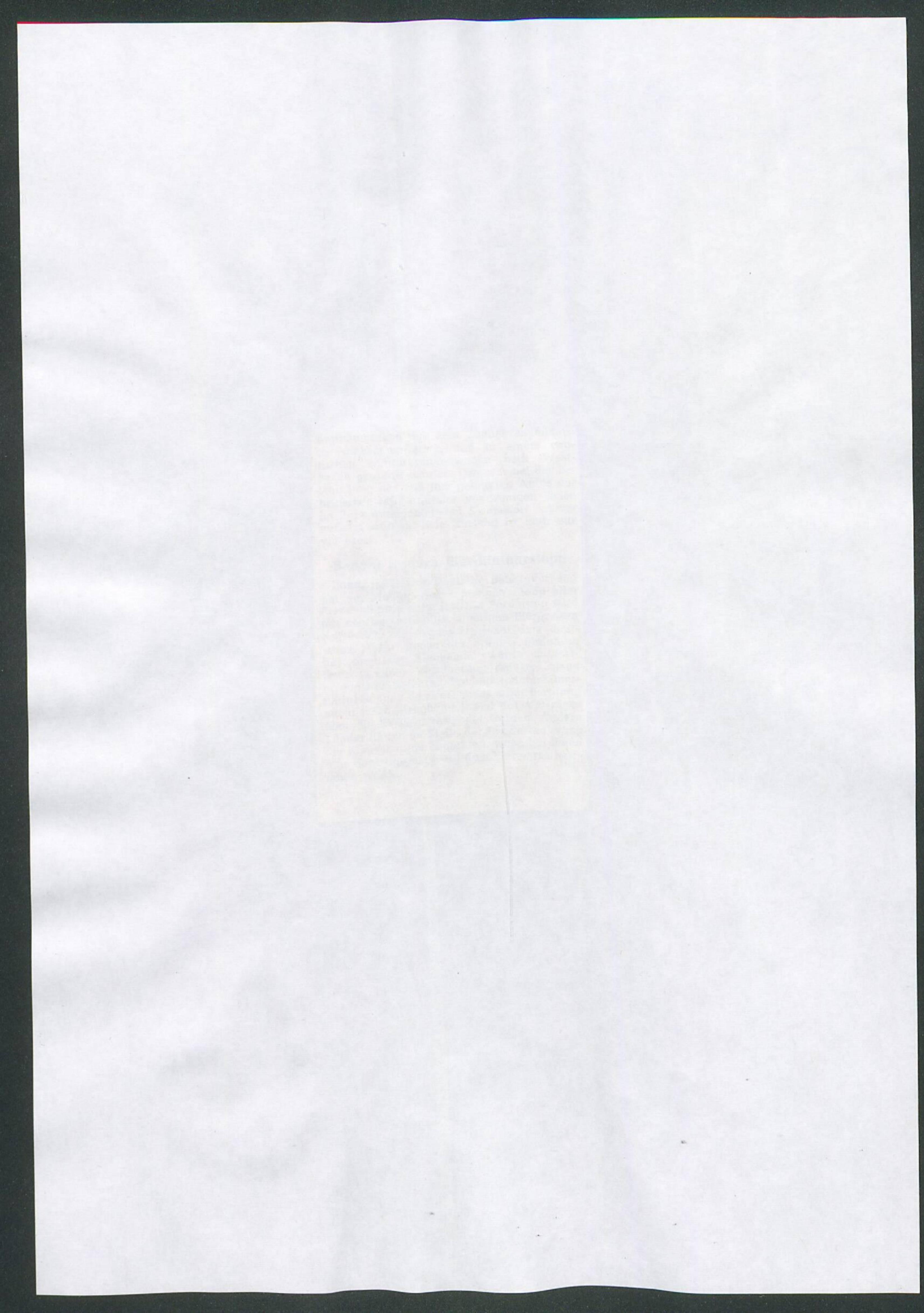
Hans Torn "



Fritzi Massary 80. Fritzi Massary, die heute in Beverly Hills (Kalifornien/USA) lebende, unvergessliche Berliner Operetten-Primadonna, begiebt ihren achtzigsten Geburtstag. Sie stammt aus Wien, debütierte in Moskau und kam 1904 nach Berlin, wo sie die glanzvolle Zeit des „Metropol-Theaters“ einleitete und mit ihrer Darstellungskunst, ihren betörenden Bewegungen und dem verführerischen Charme ihrer Stimme nie wieder erreichte Triumphe feierte. Mit ihrem bürgerlichen Namen hieß sie Friederike Masareck. Sie war in erster Ehe mit dem Augenarzt Pollack, in zweiter Ehe mit dem Schauspieler Max Pallenberg verheiratet, der 1934 bei einer Fluglandung in Karlsbad verunglückte. (dpa)

Bundespräsident gratulierte. Bundespräsident Heinrich Lübke übermittelte der Operettensängerin Fritzi Massary zum achtzigsten Geburtstag seine Glückwünsche. In dem vom Bundespräsidialamt veröffentlichten Telegramm betonte Lübke, daß der Name Fritzi Massary noch heute ein Begriff für große Musikalität und vorbildliche schauspielerische Leistungen sei. (upi)

30.3.62



17.3.1962

Die Kaiserin von Berlin

Fritzi Massary zum achtzigsten Geburtstag am 21. März / Von Wolfgang Drews

Der jüngeren Generation muß man den Namen übersetzen. Fritzi Massary, das heißt: helles Entzücken, herrliche Heiterkeit, strahlender Geist, leichte Anmut, Grazie. Es bedeutet Melodie und Charme und die Erinnerung an Alfred Polgars Wort: „Die Noten sind von Leo Fall. Die Musik ist von Fritzi Massary.“ Unwahrscheinlich, unglaublich fast: Das gab es in der Operette; eine Soubrette pointierte wie eine Diseaseuse, und jede Tochter der leicht geschrückten Muse hatte gerade soviel Offenbach wie Eros im Blut.

Die Welt, in der sich dieses Bühnenwunder begab, war längst versunken, als wir jung waren, doch noch einmal wurde sie wirklich, wenn Fritzi Massary in kostbaren Roben, mit Perlenketten und Pleureusen zu den Klängen von Oskar Straus, Gilbert, Fall, Kálmán sang und tanzte. Ein Land des Lächelns, eine Utopia der glitzernden Träume, eine Insel der liebenswürdigen Sehnsüchte. Der magische Spiegel zeigte das Bild einer irrealen, niemals existent gewesenen Gesellschaft. Eine Weltstadt spiegelte sich in einer Zauberwelt. Unter den Adressen Metropoltheater, Berliner Theater, Theater am Nollendorfplatz war internationales Niveau zu finden. Hat die Kunst des Operettenspielens und -singens in Paris, Wien, London, New York, Moskau je diesen Gipfel erreicht?

Fritzi Massary, Kaiserin von Berlin für zwei, drei Jahrzehnte, die der Weltkrieg zerteilte, aus östlichen Gegenden über die Leopoldstadt zugewandert, brachte Wiener Luft an die Spree, ihr Talent, auf die zurückhaltendste Art die größten Eindrücke zu machen, ihre in aller Diskretion unvergleichliche Stimme, das elegante Spiel ihrer Hände und die Eleganz ihrer Erscheinung. Die strengsten Kritiker haben minutiös geschildert, wie sie Sekt zu nippen pflegte, wie sie ein Eßbesteck anfaßte, wie sie einen Schal drapierte, wie sie ihr Kleid raffte. Und Jubel brach aus bei den ernsten Männern, wenn das zarte Persönchen, das sie eine Frau von Format nannten, Tollheit und Trauer, Übermut und Überdruß, das Kapriöse und das Preziöse mengte und durcheinanderwirbelte.

Sie war die große Dame der Operette, eine sehr zierliche große Dame. Eine schwarzhaarige Schönheit mit Nerven und Seele, mit Verstand und sicherlich sogar Kalkül. Ein Fest, ein Rausch, ein Prunkzug, sobald sie auftrat und ihre Höhe im Kreise der Anbetern entfaltete, mit Fächerspiel und Augenspiel, Lerchentriller und Nachtigallenschlag, und doch trotz aller Würde und allen Stolzes ganz liebreizende Frau war. Frau Anmut in Person. Prinzip der Verführung, in ebenso verlockender wie dezenter Form. Ein urweibliches Phänomen, differenziert bis zum Raffinement. Nicht als Verkörperung, eher als Ornamentierung alles dessen anzusprechen. So viel Kunst, so viel Können besaß die Massary, hatte sie sich erarbeitet. Geläuterte Natur.

Seit langem lebt sie in Beverly Hills bei Hollywood, einsam unter Freunden, zufrieden in ihrer Abgeschiedenheit, fern den Stätten ihrer Triumphe und weit weg von den verklungenen, versunkenen Abenden ihres Glanzes. Einst war die kleine Tänzerin und Choristin aus Moskau gekommen, auf dem Hamburger Theater gescheitert, in Wien berühmt geworden mit dem Liede „I hab' amal a Räuscherl g'habt“. Sie hat eine Champagnerstimme, sagten die Berliner, die sie 1904 kennenlernten, sich sogleich in ihren funkelnden Mezzosopran verliebten. Diese Liebe wuchs mit den Jahren,

und die Faschingsfee, die Rose von Stambul, die Lustige Witwe, die Csárdásfürstin, die Großherzogin von Gerolstein, die Adele der „Fledermaus“ brachten sie auf den Siegograd. „O lala, o lala“ trällerte Fritzi Massary, und alle, die dem simplen Gelall zuhörten, vernahmen staunend und bewundernd, wie sich Klugheit und Musikalität einten. Das Geheimnis der Massary: die kleine betörende Stimme und die große kultivierte Form.

Der Musikkritiker Oscar Bie feierte sie in einer schmalen Schrift: „Aber ein Bild bleibt zurück, in dem sich das tiefe tragikomische Ornament des Lebens zeichnet, in aller Vielfältigkeit, wie es die Wahrheit ist und es nur diese Kunst vereinigt. Ein Schauer liegt in dem Grotesken, eine Rührung in dem Tragischen, und eine innere Verbindung blüht zwischen dem Unglück des Lebens und dem Glück der Menschlichkeit, wie es nur ein Künstler noch in einer ähnlichen Skala genial abstuft: ihr Gatte Max Pallenberg. Einzige Wahlverwandtschaft.“

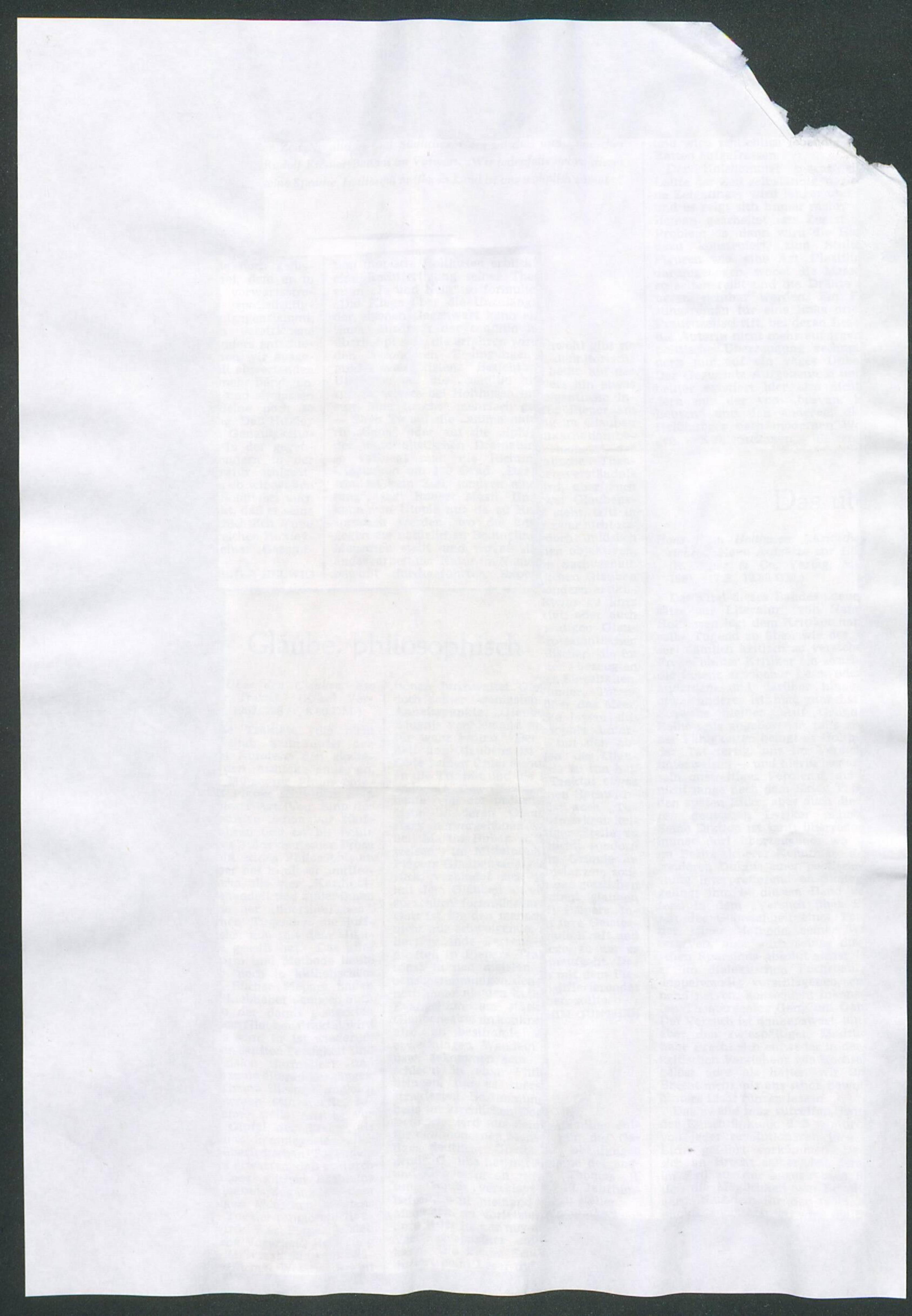
Wahlverwandt mit Max Pallenberg, dem wilden Wurstl, dem Genie des Stegreifs. Beide

die Letzten ihres Stammes. Sie bestanden aus vielen Gegensätzen, gemeinsam hatten sie das Genialische. Bei einem Reinhardt-Gastspiel lernten sie sich kennen; das rauhbaulige Bünnenekel, das das Feine und Elegante haßte, und die vornehme schöne Dame heirateten. Grund genug für die Berliner, ihren freundlich boshaften Witz anzuwenden. Verbürgt ist eine hübsche Anekdote. Fritzi Massary und Pallenberg verlassen ein Taxi. Der Chauffeur: „He, Sie — Moment mal.“ Pallenberg: „Ja, was denn?“ Der Chauffeur: „War det nich die Massary?“ Pallenberg: „Natürlich.“ Der Chauffeur: „Mensch, det wird 'ne teure Nacht.“ Höchster Grad der Bewunderung, höher konnte das verliebte Volk sein Idol nicht einschätzen.

Dann begann Deutschlands intellektuelle Verdunklung; mit vielen seiner Besten wurden Fritzi Massary und Max Pallenberg vertrieben. Als Pallenberg bei einem Flugzeugunglück ums Leben gekommen war, nahm Fritzi Massary Abschied, verließ das Licht der Scheinwerfer, ging in die Anonymität.

Zuvor hatte es zwei denkwürdige Abende gegeben: Fritzi Massary als Schauspielerin. Am



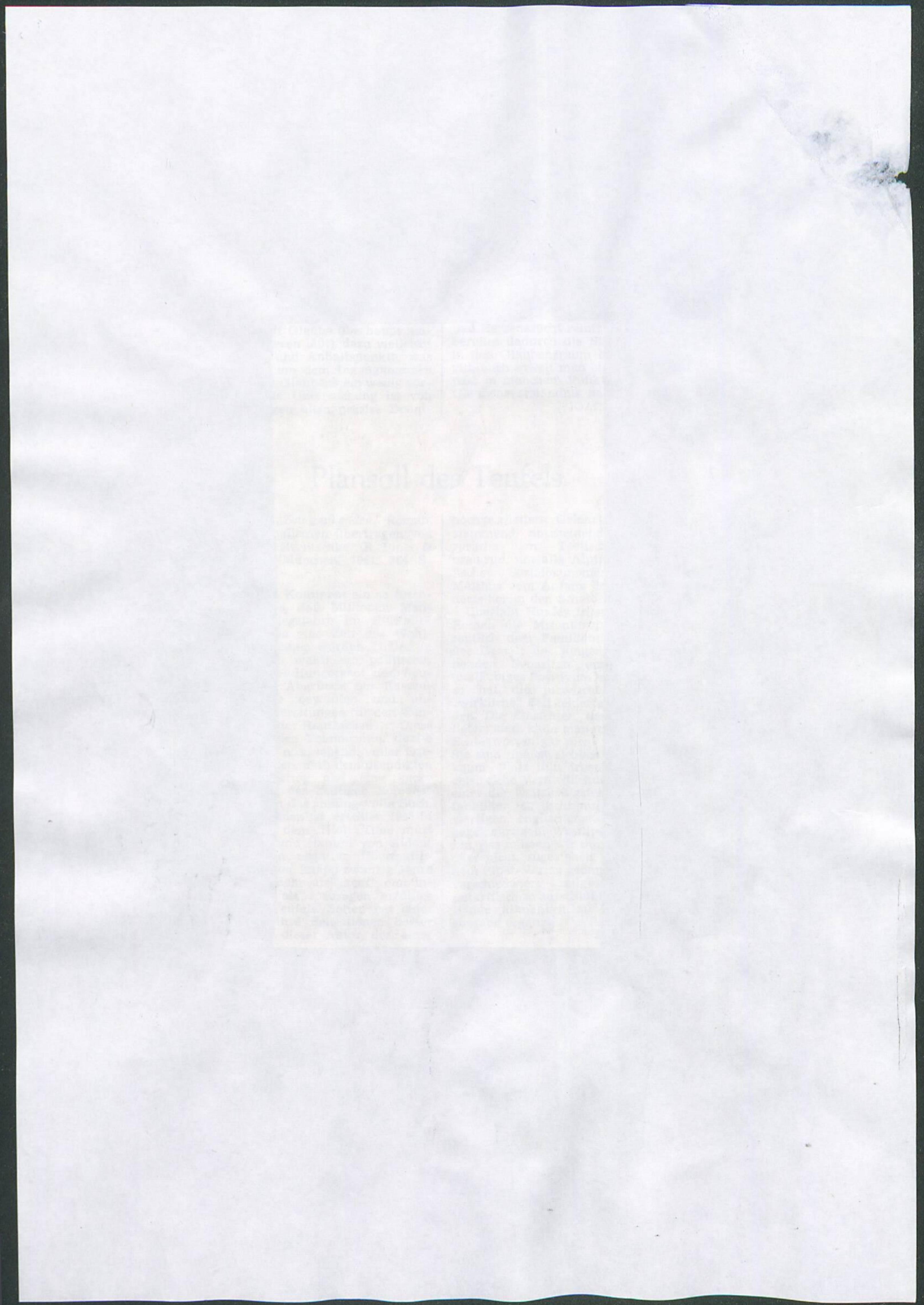


Gendarmenmarkt kamen die Berliner Theaterleute zum Gedächtnis Albert Steinrück's zusammen. Der „Marquis von Keith“ wurde gespielt, und die Prominenz der Stadt — von Käthe Dorsch bis zu Elisabeth Bergner, von Fritz Kortner bis zu Werner Krauß — vereinigte sich im Ensemble, in großen und kleinen Rollen und als Statisten. Fritzi Massary war ein Dienstmädchen, trug ein Tablett herein, deckte den Tisch, servierte, sprach kein Wort. Und zeigte ihre große disziplinierte Kunst, zeigte den berühmten Schauspielern, was Schauspielkunst ist.

Auf das Mädchen ohne Text folgte die Salondame. „Die erste Mrs. Selby“ in St. John Ervines Boulevardstück war Fritzi Massarys erste Sprechrolle. Graziös und charmant wie ihre Soubretten und ein Muster für alle Komödienspieler. Konversation von feinstem Karat, genau gegliedert und akzentuiert, ohne Drücker und Wischer. Melodie in Prosa, Tiefe, hinter der Oberfläche verborgen. Wer daran zurückdenkt, weiß, Welch eine Schauspielerin der deutschen Bühne verlorengegangen ist.

In Bies Monographie ist ein Brief abgedruckt: „Ich wollte Ihnen noch sagen, daß ich es ganz richtig finde, wenn Sie, statt mich zu sezieren, lieber im ganzen Tone Ihrer Ausführungen eine Ahnung meiner Art zu geben sich bemühen. Ich habe mich darüber sehr gefreut. Ich lese oft Kritiken, die mich viel zu ernst untersuchen — das ist mir unangenehm, schon weil ich das eigentlich selbst besorge. Sie haben die Luft festgehalten, in der ich spiele, und das ist viel reizvoller. Ich möchte es das Interieur meiner Kunst nennen.“ Es scheint, die Künstlerin habe ein wenig mehr von ihrer Kunst verstanden als die gescheitesten Auguren.

Vor kurzem saß Fritzi Massary neben uns in einem Parkett. Eine kleine, zierliche alte Dame, fast achtzig Jahre alt. Den Blick wohlwollend und interessiert auf die Bühne gerichtet, unbekümmert um das Raunen und Rauschen rundum. Die älteren und alten Herren stießen sich erinnerungsselig an, ihre ewig jungen Begleiterinnen lächelten beglückt, und aus allen Augen strahlte helles Entzücken.

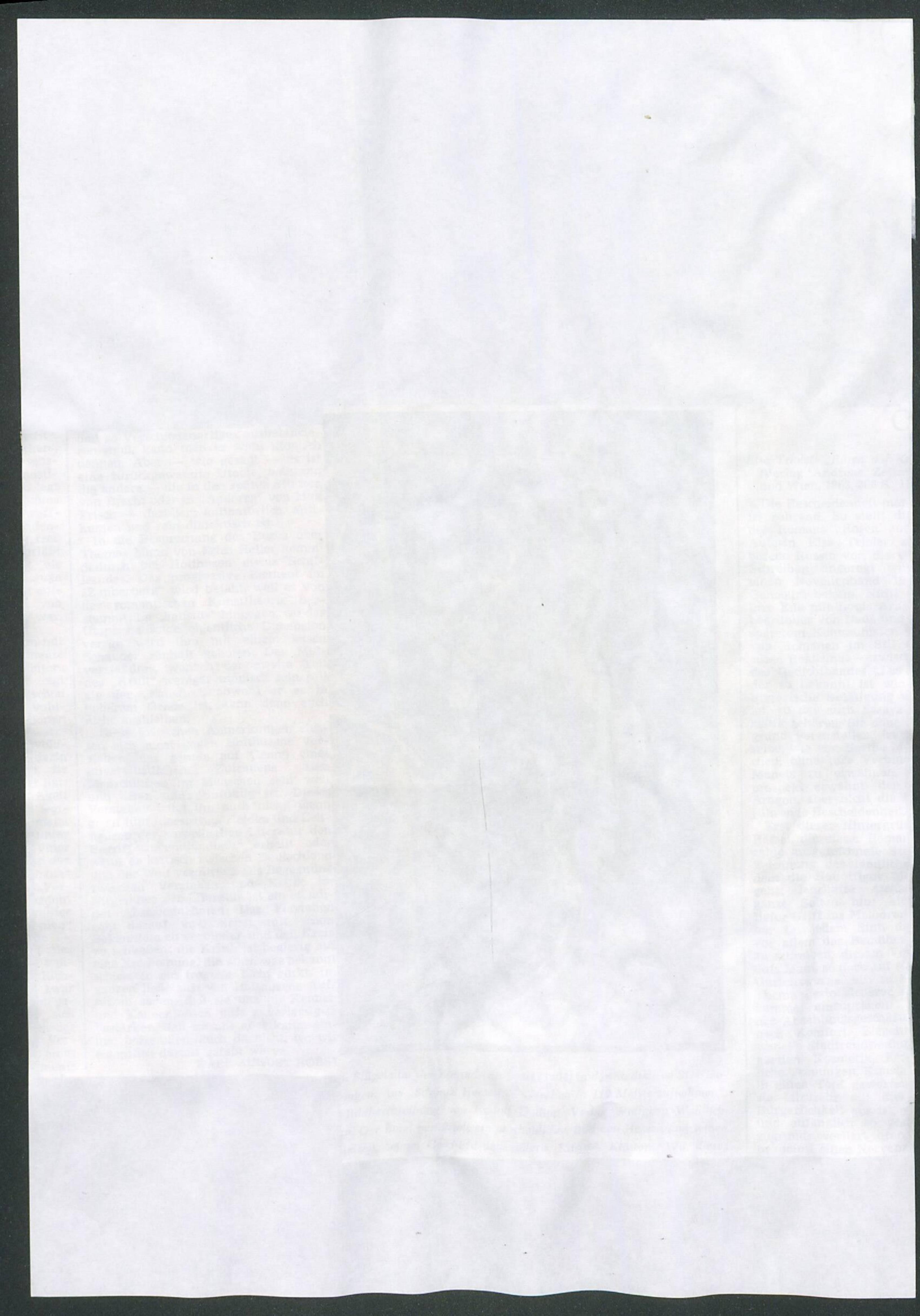




Die Bilder dieser Seite zeigen Fritzi Massary in verschiedenen Stadien ihrer Laufbahn: in einer Operetteneufführung des Berliner Metropoltheaters zu Jahrhundertbeginn (oben); auf der Höhe des Ruhms in den zwanziger Jahren als „Faschungsfee“ in Kálmáns gleichnamiger Operette (unten) und in einer Privataufnahme aus dem Jahre 1957 (rechts).

Fotos Ullstein





Angesehener Rechtsanwalt 12.5.62

M. M. Dr. Wilhelm Zutt

gestern gestorben

Rechtsanwalt Dr. Wilhelm Zutt, der am Freitag bei einer Sitzung in einer Mannheimer Bank zusammenbrach, stand im 72. Lebensjahr. Seine hochgewachsene, kraftvolle Erscheinung mit den durchfurchten Gesichtszügen dürfte auch vielen, die ihn nur flüchtig und obenhin kannten, deutlich vor Augen stehen. Seiner außergewöhnlichen Erscheinung entsprach ein außergewöhnlicher Geist und eine alles andere als alltägliche Lebensleistung. Der einer Karlsruher Anwaltsfamilie entstammende Dr. Wilhelm Zutt (geboren am 18. Juli 1890) war nach dem ersten Weltkrieg zunächst Syndikus bei der Rheinischen Creditbank in Mannheim. 1931 ließ er sich hier als Rechtsanwalt nieder und assoziierte sich mit Rechtsanwalt Heinrich Kronstein (heute Professor an der George town University Washington) und nach dessen Auswanderung mit Professor Dr. Karl Geiler (später Ministerpräsident in Hessen, gestorben 1953).

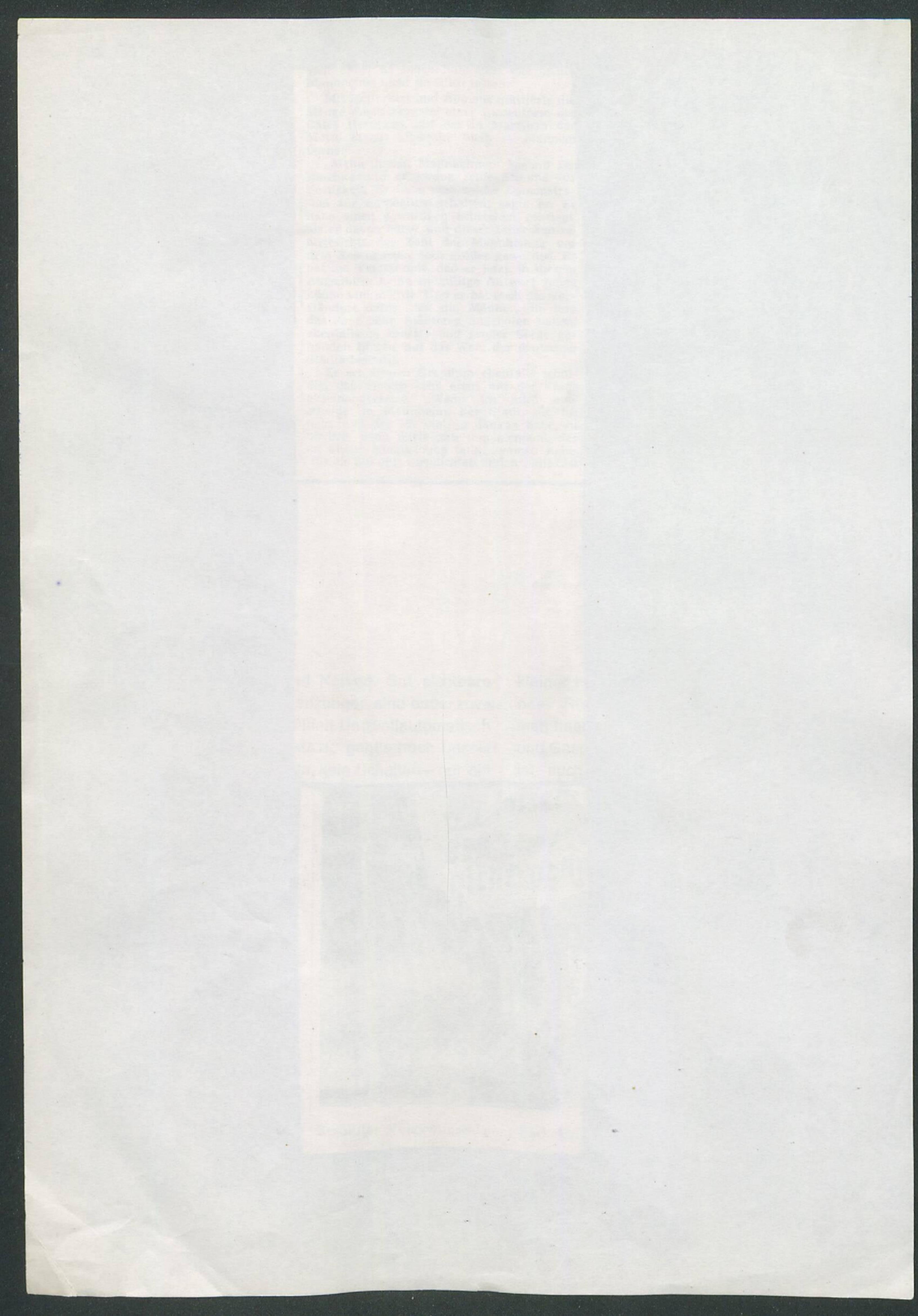
Das Anwaltsbüro Geiler-Zutt stellte durch sein gut fundiertes Ansehen im In- und Ausland eine bedeutende moralische Potenz dar, war aber den Größen des Tages ein Dorn im Auge. Wo Dr. Zutt stand, offenbarte sein demonstrativer Austritt aus dem Frontkämpferbund „Stahlhelm“, mit dem er nach der Gleichschaltung mit der SA nichts mehr zu tun haben wollte. Dr. Zutt war bedrohten jüdischen Mitbürgern bei der Auswanderung behilflich und ließ sich durch keine Bedenken daran hindern, die Interessen von Verfolgten und Vertriebenen mit allem Nachdruck geltend zu machen.

In der notvollen Situation nach dem Zusammenbruch war Dr. Zutt bereit, sein gewohntes privates Tätigkeitsfeld zu verlassen und zusammen mit Oberbürgermeister Dr. Heimerich die erste deutsche Landesregierung in der Pfalz zu bilden. Als stellvertretender Ministerpräsident und Minister für Wirtschaft und Verkehr leitete er den Wiederaufbau des schwer darniederliegenden Landes ein. Nach der Neueinteilung der Besetzungszonen und dem Wechsel im Besetzungsregime zog sich aber auch Dr. Zutt ins Privatleben zurück und nahm seine Anwalts-

praxis wieder auf. Große betriebswirtschaftliche und gesellschaftsrechtliche Erfahrungen und eine zielbewußte Verhandlungsführungskunst befähigten Dr. Zutt, ein hoch geschätzter Berater und Anwalt bedeutender Unternehmungen zu werden.

Seit 1945 nahm er als Vorstandsmitglied der Rechtsanwaltskammer Nordbaden besonders tätigen Anteil an dem Wohl und Wehe des Berufsstandes der freien Anwälte, der ihm selbst die Basis für ein überaus vielseitiges und höchst erfolgreiches Wirken geboten hat. Dieses Wirken fand beim 70. Geburtstag Dr. Wilhelm Zutts durch die Verleihung des Großen Verdienstkreuzes der Bundesrepublik die wohlverdiente Anerkennung in der Öffentlichkeit. Justizminister W. Hauffmann, Ehrenbürger Dr. Florian Waldeck, Oberbürgermeister Dr. Reschke, Oberbürgermeister Robert Weber und Landgerichtspräsident Dr. Anschütz würdigten damals bei einer Feier im „Europäischen Hof“ in Heidelberg die Unabhängigkeit seiner Gesinnung, den großzügigen kultivierten Stil seiner Arbeit, seine unerschrockene, mutige Haltung und ihre vorbildhafte Bedeutung für das bürgerliche Leben.

f. w. k.



Zivischer Leitung, Febr. 1963

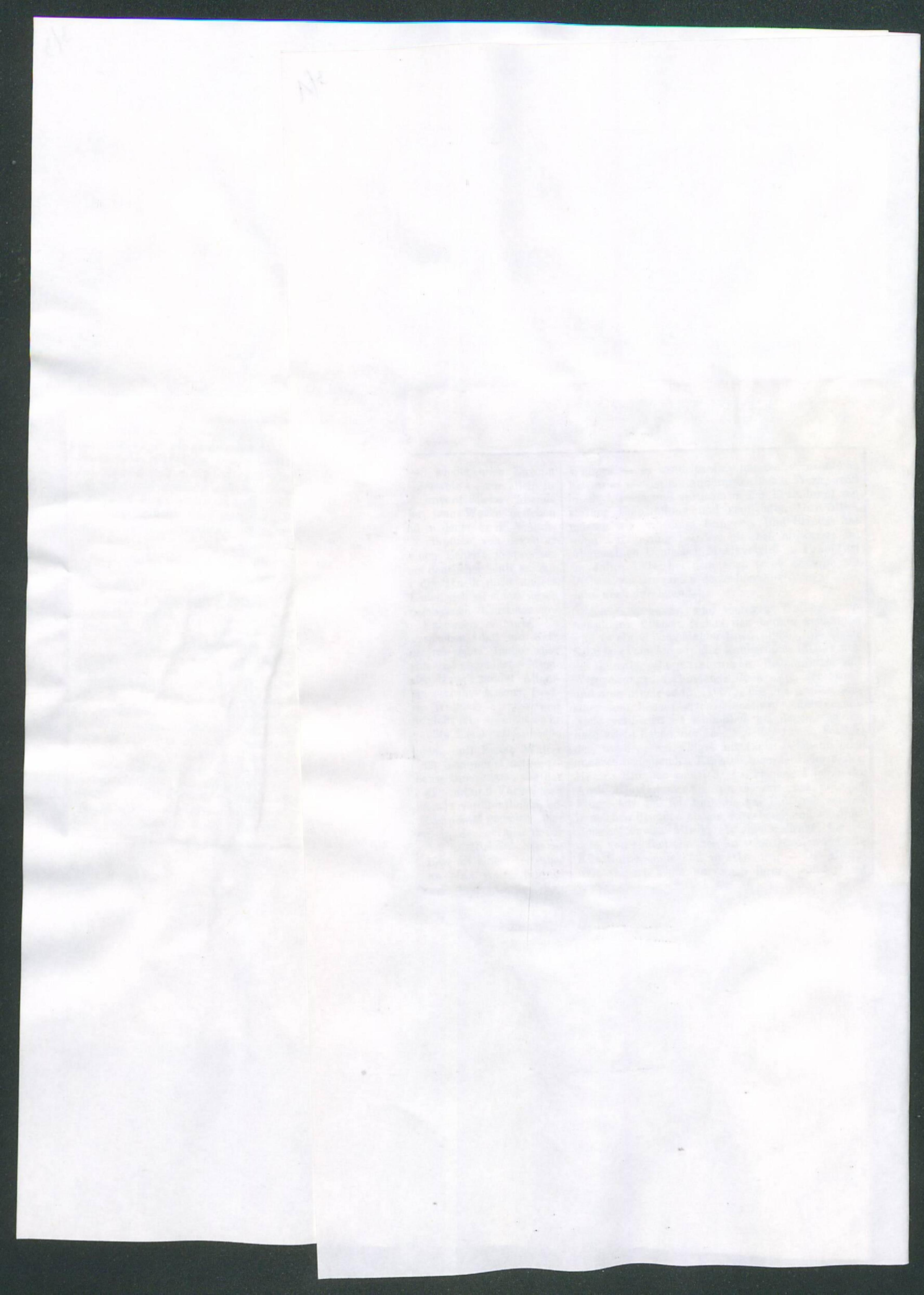
Bruno Walter gestorben

ag Bruno Walter (eigentlich Schlesinger), der 1876 in Berlin geboren wurde und dort am Sternschen Konservatorium zuerst zum Pianisten ausgebildet wurde, bevor er 1894 seine Laufbahn als Orchesterdirigent antrat, ist am 17. Februar in seinem Heim in Beverly Hills (Kalifornien) im Alter von 85 Jahren an einer Herzkrise gestorben.

-uh. Als Bruno Walter im Mai 1960 im Musikvereinssaal in Wien mit Schuberts «Unvollendeter» und Gustav Mahlers Vierter Symphonie zwar ungesprochen, aber unbezweifelbar Abschied von Europas Konzertsälen nahm, offenbarte sich uns zum letzten Male die geheime Leitidee seines Musizierens: die Mitte zu finden, wo das Klangsinngliche vergeistigt, das Geistige versinnlicht sich darstellt. Um diese Mitte zu finden, hat Bruno Walter einen weiten Weg zurücklegen müssen. Als Achtzehnjähriger stand er zum erstenmal (in Köln) am Pult, und als Korrepetitor und Kapellmeister stieg er, der keineswegs eine geborene Führernatur, sondern ein sensibler Musiker war, der nur zu sehr unter Zweifeln an sich selbst litt und sich manches innere und äußere Versagen eingestehen mußte, langsam über untergeordnete zu selbständigeren Stellungen auf. Hamburg, Breslau, Preßburg, Riga, Berlin waren die Stationen, die er durchlaufen mußte, bis er im Jahre 1901 von Gustav Mahler, dem er schon in Hamburg begegnet war und der, wie vordem Hans von Bülow, für lange Zeit sein künstlerischer Leitstern werden sollte, an

die Wiener Hofoper berufen wurde. In Wien, wo er bis 1912 blieb, erlebte er reiche und entscheidende Jahre in der Nähe des verehrten Meisters, der ihm nicht nur künstlerische Förderung zuteil werden ließ, sondern auch Freundschaft entgegenbrachte. Als Mahler 1907 von der Wiener Oper schied, schrieb er an Bruno Walter: «Ich weiß niemanden, von dem ich mich so verstanden fühle wie von Ihnen, und auch ich glaube tief in den Schacht Ihrer Seele eingedrungen zu sein.» Nach Mahlers Tod war es Walter, der 1911 und 1912 die beiden vollendet hinterlassenen Werke Mahlers, die sein Größtes und sein geistiges Vermächtnis enthalten, das «Lied von der Erde» und die Neunte Symphonie, zur Uraufführung brachte. Und Walter ist der treueste Apostel seines Meisters geblieben und derjenige, der am tiefsten in die Geheimnisse seiner Werke eingeweiht war.

Als nach Mottls jähem Tod die Münchener Hofoper Walter zu gewinnen suchte, wollte man ihn, dem man doch Weingartner vorgezogen hatte, nicht ziehen lassen, so daß Walter sich gezwungen sah, sich an Frau Schratt um Vermittlung beim Kaiser zu wenden. Nun ließ Fürst Montenuovo seinen Kapellmeister gehen, verpflichtete ihn aber in einem Geheimvertrag, nach sechs Jahren die Leitung der Wiener Oper zu übernehmen. Im Jahre 1919 war Oesterreich jedoch Republik und der Vertrag hinfällig geworden, so daß Walter in München, wo er die Oper zu einer neuen Blütezeit geführt hatte, bleiben konnte. Erst 1936 ist Walter an die Spitze der Wiener Oper getreten — zu spät, denn die Nazis waren bereits im



Kommen. In den Münchner Jahren (1913—22) hat sich Walter vollends selbst gefunden, und vielleicht waren diese Jahre, in denen er auch die Konzerte der «Musikalischen Akademie» leitete, die künstlerisch fruchtbarsten, weil er hier eine ruhige Aufbauarbeit leisten, den Spielplan nach seinen Neigungen als deutschen Spielplan ausbauen und den geliebten Romantikern (Weber, Marschner, Cornelius, Wolf, Pfitzner) und einigen Nachromantikern, wie Braunfels Waltershausen, Courvoisier und Gräner, einen Platz einräumen konnte. Bedeutsam war besonders auch sein Eintreten für Hans Pfitzner, dessen «Palestrina» unter seiner Leitung einer der Höhepunkte seines Münchner Wirkens wurde. Er hat damals mit dem Werk auch in der Schweiz gastiert. Walter hat zu den Künstlern, die er in München vorauf, eine Reihe von starken Persönlichkeiten für sein Ensemble hinzugewonnen: die Ivgün, Delia Reinhardt (mit der er aufs innigste verbunden blieb), Sigrid Onégin, Luise Willer, Hedwig Fichtmüller, Karl Erb, Aagard Oestvig, Emil Schipper, Leo Schützendorf und andere. Es war eine große Zeit der Oper als Ensembletheater, und für den, der sie miterlebt hat — wie es dem Schreibenden wenigstens noch während dreier Jahre beschieden war —, wird sie stets einer der Maßstäbe bleiben, mit denen er die Leistungen des Musiktheaters mißt. Auch in den Münchner Mozart- und Wagner-Festspielen konnte Walter seine Liebe zu diesen beiden Meistern, die gleichsam die Eckpfeiler seiner musikalischen Welt darstellten, Ausdruck geben.

In den Münchner Jahren vollzog sich die Entwicklung des Dirigenten Walter «vom Klang-schwellgerisch-Dionysischen und Ekstatischen zur Ruhe, Klarheit, Gestalt», die Thomas Mann viele Jahre später (um die Zeit von Walters sechzigstem Geburtstag) rückblickend festgestellt hat. Noch 1917 hatte der Dichter in einem Bericht für den Berliner «Tag» ihn einen «Beschwörer, einen Entzückten und Entrückten» genannt, und den Anblick, den Walter am Pult bot, als einen «Anblick zwischen Passion, zündender Liebe: und nicht nur der Liebe zur Saehe, sondern auch zu dem menschlichen Mittel, das er zur höchsten Dienstleistung entflammt» beschrieben, aber schon damals fiel auch das Wort: «Was er erzielt, ist Hingabe für Hingabe.» Hingabe war Walters schönste Tugend. Er hat sie von früh an geübt, und bis ins hohe Alter ist sie für sein Verhältnis zur Musik und zu den Musikern bestimmd geblieben. Walter sah den Sinn des Musizierens im «Ergriffensein von dem Geiste des Schöpferischen»; er blieb allezeit ein Ergriffener, aber in späteren Jahren — in der Zeit seines bedeutenden Wirkens an der Berliner Städtischen Oper (seit 1928) und am Leipziger Gewandhaus (seit 1929), als Gastdirigent in vielen Ländern und nach seiner Emigration, als er sein Wirken in Amerika unter veränderten inneren und äußeren Bedingungen fortsetzte, mit denen ins reine zu kommen für ihn nicht immer leicht gewesen sein muß — gewann er «als Frucht seiner Welterziehung» und seiner in der «Sphäre artikulierter Humanität» beheimateten Wesens größeren Abstand, eine Freiheit und Ueberlegenheit, die

ihm, dem unvergleichlichen Erwecker des Klanges, ermöglichte, die geistigen und seelischen Gehalte eines Werkes in gleichschwebenden Schalen darzurichten. Er wurde strenger in der Anmut und blieb anmutig in der Strenge. Der romantische Zauber, der etwa von seiner Intonation der «Oberon-Ouvertüre» ausging und der in seinen Wiedergaben von Schuberts C-dur-Symphonie und der «Unvollendeten» oder auch von Wagners «Siegfried-Idyll» wirksam war, wurde nun in eine traumhaft-irreale Sphäre entrückt, während die «himmlische Ratio Mozarts in vollkommen reiner Strenge sich aussang». Auch dies ist ein Wort Thomas Manns, der ihm seit den Münchner Jahren nahestand. Sie wohnten nahe beieinander in Bogenhausen, und es herrschte ein lebhafter Verkehr zwischen den beiden Häusern, ein Verkehr, an dem auch die beiderseitigen Kinder stärksten Anteil nahmen — es wurde musiziert und Theater gespielt, wobei der «Zauberer» und der große Musiker als Kritiker zu amten hatten. Es begann eine Lebensfreundschaft, die sich auch im Exil (wo sie in Beverly Hills neuerdings Nachbarn wurden) bewahren konnte. Noch bei der Geburtstagsfeier für den achtzigjährigen Dichter im Juni 1955 hat Bruno Walter für den um ein Jahr älteren Freund im Zürcher Schauspielhaus Mozarts «Kleine Nachtmusik» dirigiert. Wenn er zum conductor geboren wäre, meinte Thomas Mann einmal, so würde er es wahrscheinlich genau so machen wie Walter.

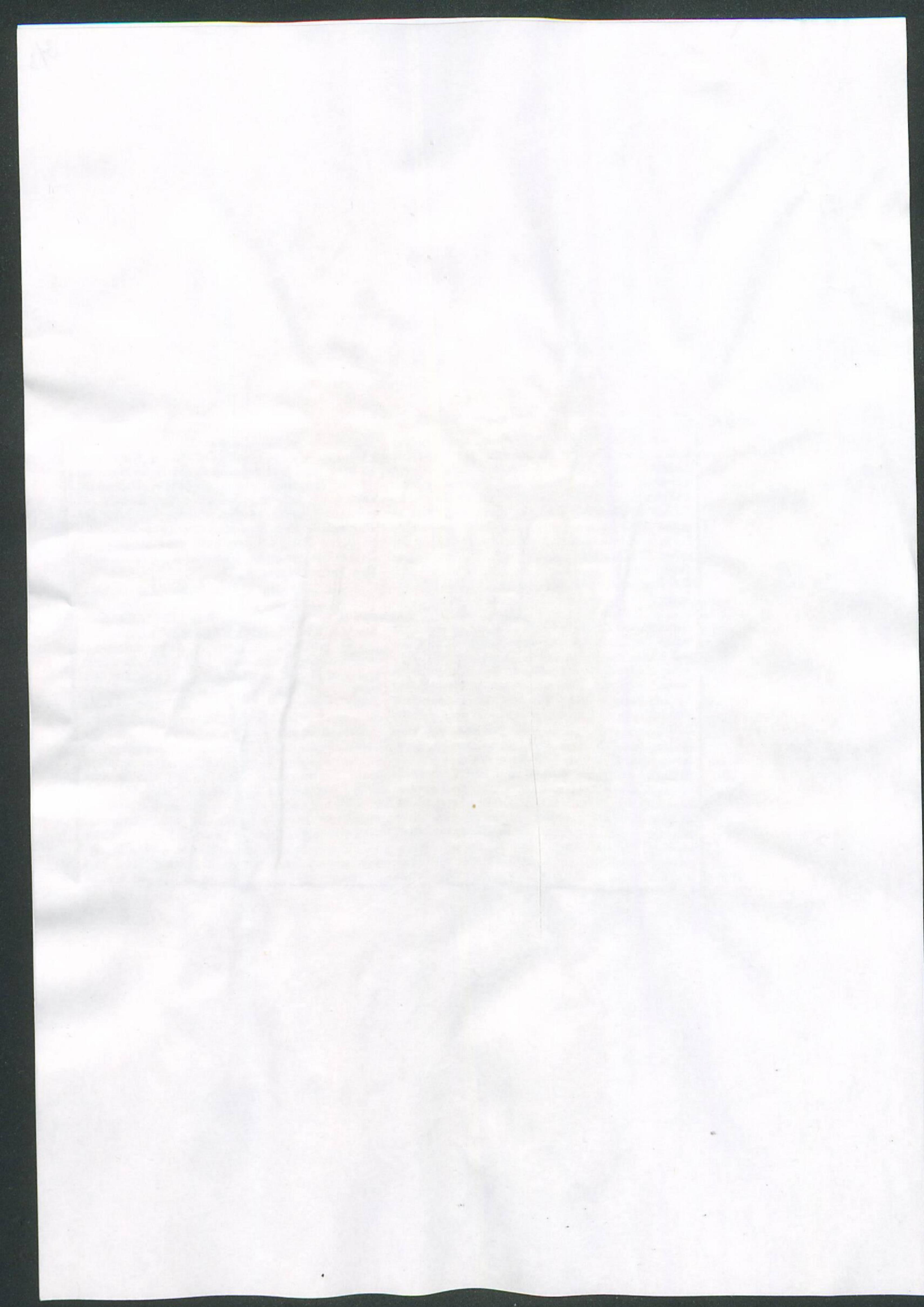


Als Bruno Walter 1946 wieder nach Europa kam und auch uns in der Schweiz — vor allem in Luzern und Zürich — unvergessliche Abende schenkte, wobei er wieder jene Werke erstehen ließ, an die er glaubte und in denen er die «moralischen Kräfte» der Musik erfühlte, von denen er schon 1935 in einer kleinen Schrift gesprochen hatte, erkannte man immer deutlicher, daß er, der gleich Wagner den Geist der Musik nicht anders fassen konnte als in der Liebe, sich zu einem durch die Romantik hindurchgegangenen Klassiker geläutert hatte, der allem Extremen entsagte. Es konnte (selten genug) geschehen, daß ein Satz etwas glatt und spannungsarm ablief, immer aber wehte durch sein kultiviertes und abgeklärtes Musizieren nun ein ergreifender Hauch milder Altersweisheit. Wieder hörte man von ihm Mozart, Beethoven, Schubert, Brahms, Wagner, Strauss und Mahler, leider — wenn ich nicht irre — nicht mehr Bruckner, zu dem er eine späte Liebe gefaßt hatte.

Vergessen ist seit langem, daß Bruno Walter in jüngeren Jahren auch als Komponist hervorgetreten war. In seinen Lebenserinnerungen, die der 68jährige unter dem Titel «Thema und Variationen (Gedanken und Erinnerungen)» veröffentlichte, kennt Walter, er sei kein Komponist gewesen, aber es habe eine Zeit gegeben, in der er sich dafür gehalten habe. Immerhin ist es Richard Strauss gewesen, der im Januar 1904 in einem (bisher unveröffentlichten) Brief an Max von Schillings schrieb: «Die Sinfonische Dichtung von Bruno

Walter» — es handelte sich um die «Sinfonische Fantasie» — «ist ein außerordentliches Werk, groß im Styl, reich und vornehm in der Erfahrung, von starker Empfindung und großzügig. Das Stück müssen wir unbedingt bringen.» Und Strauss hat seine Aufführung bei dem gleichen Musikfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins in Frankfurt im Jahre 1904, bei dem auch seine «Symphonie Domestica» zur ersten deutschen Aufführung kam, dann auch durchgesetzt.

Nicht vergessen sind dagegen Walters «herzenskluge» Bücher. Neben den bereits genannten sind es ein Gustav Mahler-Buch (1936), die kleine Schrift «Vom Mozart der Zauberflöte» (1955) und das künstlerische Erfahrungen, Bekennisse mit Wegweisungen verbindende Buch «Von der Musik und vom Musizieren» (1957), die den großen Musiker und liebenswerten Menschen widerspiegeln. Nicht vergessen ist schließlich bei denen, die ihn noch erlebt haben, der Liedbegleiter Bruno Walter, der, wenn er am Flügel mit Lotte Lehmann oder anderen bedeutenden Künstlerinnen musizierte, den Hörern Stunden reinsten Musikgenusses bereitete. Auch Klavierkonzerte von Mozart hat er vom Flügel aus geleitet, und wie am Pult gab er sich in solchen Stunden als ein vornehmer und sensibler Botschafter der Musik, als eine wahrhaft begnadete, von tiefem Glauben an seine Mission erfüllte Künstlerpersönlichkeit zu erkennen. — Die Musikwelt trauert heute um einen ihrer Größten und Besten.

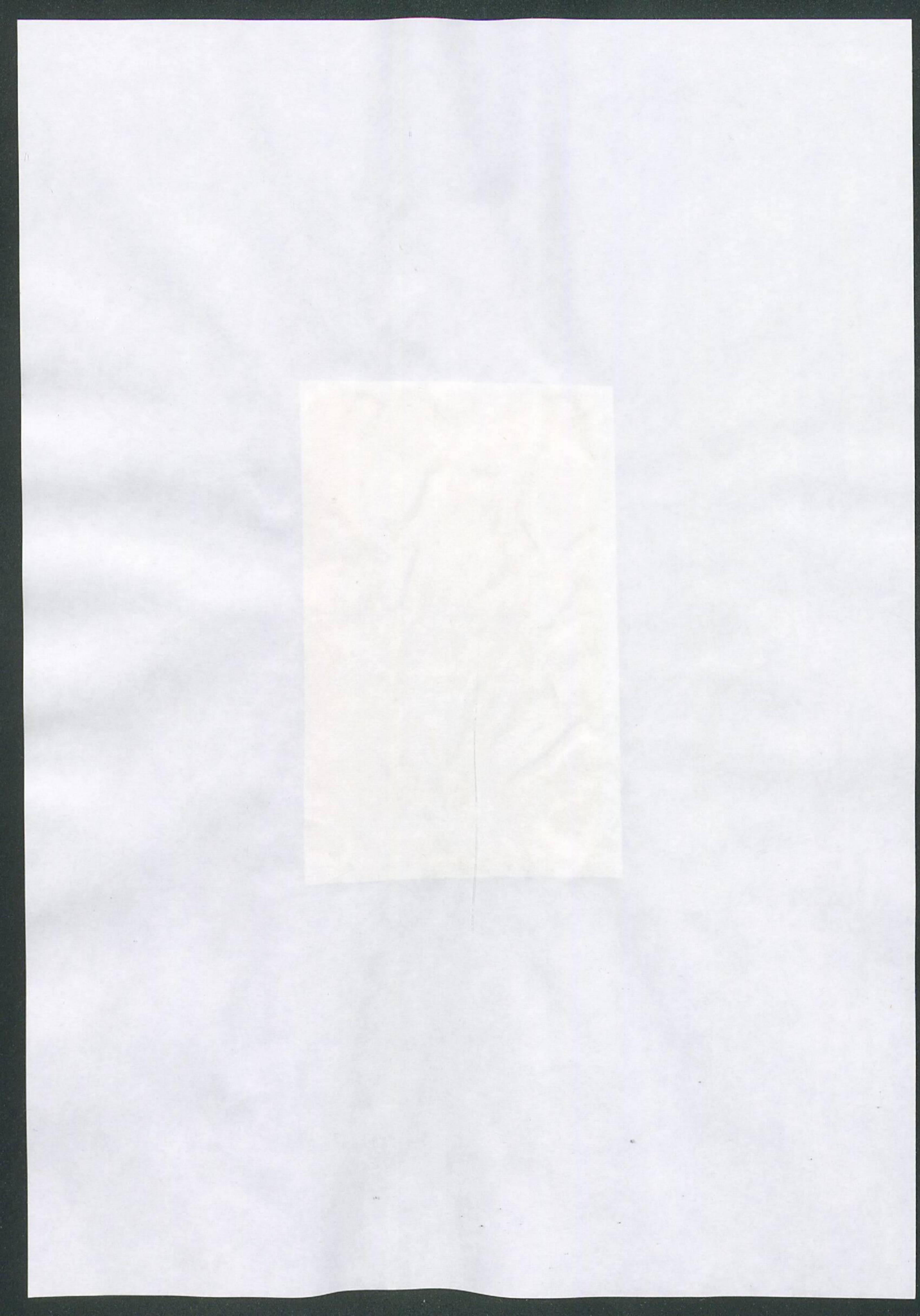


Paul Hertz

Verstorbener

1961

Berlins Senator für Wirtschaft und Kredit, Dr. Paul Hertz, ist im Alter von 73 Jahren einem Herzinfarkt erlegen. Sein Tod ist für die Stadt und ihre Wirtschaft ein schmerzlicher Verlust, der in der gegenwärtigen Situation doppelt schwer wiegt. Die aufopferungsvolle Arbeit von Paul Hertz und seine undogmatische Art, komplizierte Aufgaben zu lösen, waren ein wesentlicher Beitrag für den wirtschaftlichen Aufstieg Berlins seit dem Ende der Blockade. Die Lage der Stadt machte stets eine enge Zusammenarbeit zwischen öffentlicher Hand und privater Wirtschaft erforderlich. Es ist ein Verdienst von Hertz, daß diese Zusammenarbeit bisher so erfolgreich gewesen war. Als Sohn einer jüdischen Familie wurde Hertz 1888 in Worms geboren. Von 1910 bis 1914 studierte er ohne Abitur in München und Tübingen Nationalökonomie. Bei Kriegsausbruch war der junge Doktor der Volkswirtschaft Redakteur der „Leipziger Volkszeitung“, bis 1917 war er Soldat. Von 1920 bis 1933 gehörte Hertz der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion an, dann ging er in die Emigration. Auf Bitten von Ernst Reuter kam er 1949 aus Amerik nach Berlin zurück. Der Sonderbeauftragte des amerikanischen Präsidenten, General Lucius D. Clay, sprach wohl allen Berlinern aus dem Herzen, als er jetzt zum Tode von Paul Hertz feststellte: „Berlin hat einen seiner besten Bürger verloren, wir alle werden ihn vermissen.“



Paul Hertz

1961

D. V. „Berlin hat einen seiner besten Bürger verloren“ — dieses Wort von General Clay zum Tode des Berliner Wirtschaftssenators Dr. Paul Hertz wird in der Stadt von jedermann geteilt. In den zwölf Jahren, in denen Paul Hertz nach dem Zweiten Weltkrieg an verantwortlicher Stelle im Berliner Senat gewirkt hat, erwarb er sich die Achtung und die Zuneigung aller, die mit ihm gearbeitet haben. Bei Unternehmern wie bei Gewerkschaften war er in gleicher Weise angesehen, obwohl er sich niemals gescheut hat, deutlich seine Meinung zu sagen, wenn ihm wirtschaftliche oder politische Entscheidungen verfehlt erschienen. Der in seinen jungen Jahren radikale Sozialist, der von 1920 bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung Reichstagsabgeordneter der Sozialdemokratischen Partei war und während der folgenden Jahre in Prag, Paris und New York gearbeitet hat, kam — von seinem Freund Ernst Reuter gerufen — zu einer Zeit nach Berlin, da die Stadt völlig daneherlag. Der wirtschaftliche Aufstieg, den Berlin in den folgenden Jahren genommen hat, ist zu einem guten Teil das Verdienst der klugen und umsichtigen Politik von Hertz. Er hat die Gelder, die vor allem aus den Vereinigten Staaten nach Berlin geflossen sind, vom Notstandsprogramm angefangen, so einzusetzen gewußt, daß die alte Reichshauptstadt wieder zu einem ökonomischen Kraftzentrum geworden ist. Die politische Lage Berlins hat in den vergangenen Jahren eine gegenseitige Ergänzung von öffentlicher Unterstützung und privater Initiative erfordert, die in Deutschland sonst unbekannt ist. Paul Hertz ist es gelungen, diese Zusammenarbeit in einer Weise zu leiten, die jede dirigistische Entscheidung vermied. Er gehörte zu jenen Sozialdemokraten, die früher als viele ihrer Parteifreunde entschlossen für marktwirtschaftliche Lösungen der besonderen Berliner Probleme eintraten. Er hat sich mit seinen Ideen durchgesetzt, und der Erfolg hat ihm recht gegeben. Typisch für diese Einstellung war seine Haltung zu weiteren Hilfemaßnahmen nach dem 13. August. Paul Hertz war kein Anhänger von übertriebenen Unterstützungen und „Zitterprämien“. Er sah keinen Grund, die Methoden der bisherigen Aufbaupolitik in der Stadt zu ändern. Das Ansehen Berlins, sagte er, beruhe darauf, daß es sich aus eigener Kraft und durch gut verwendete Unterstützungen wieder nach oben gearbeitet habe. Dieses Ansehen wollte er erhalten. Er lehnte es ab, den Freiheitskampf der Stadt von der politisch-moralischen auf eine materielle Basis zu bringen. Die gleiche Pflichterfüllung, die er bis zu seinem Tode bewiesen hat, verlangte er auch von den Berlinern. Paul Hertz war mehr als nur ein guter Wirtschaftssenator. Er war zugleich einer der profiliertesten Männer im Rathaus Schöneberg, dessen Sachkenntnis und Einfluß die Berliner Politik der letzten zwölf Jahre entscheidend mitbestimmt haben.

MANNHEIM,

bis zu A. 1 (Geldes
Hypothekenbank
Festkonto Deutscher Bank
Festkonto Mannheim)

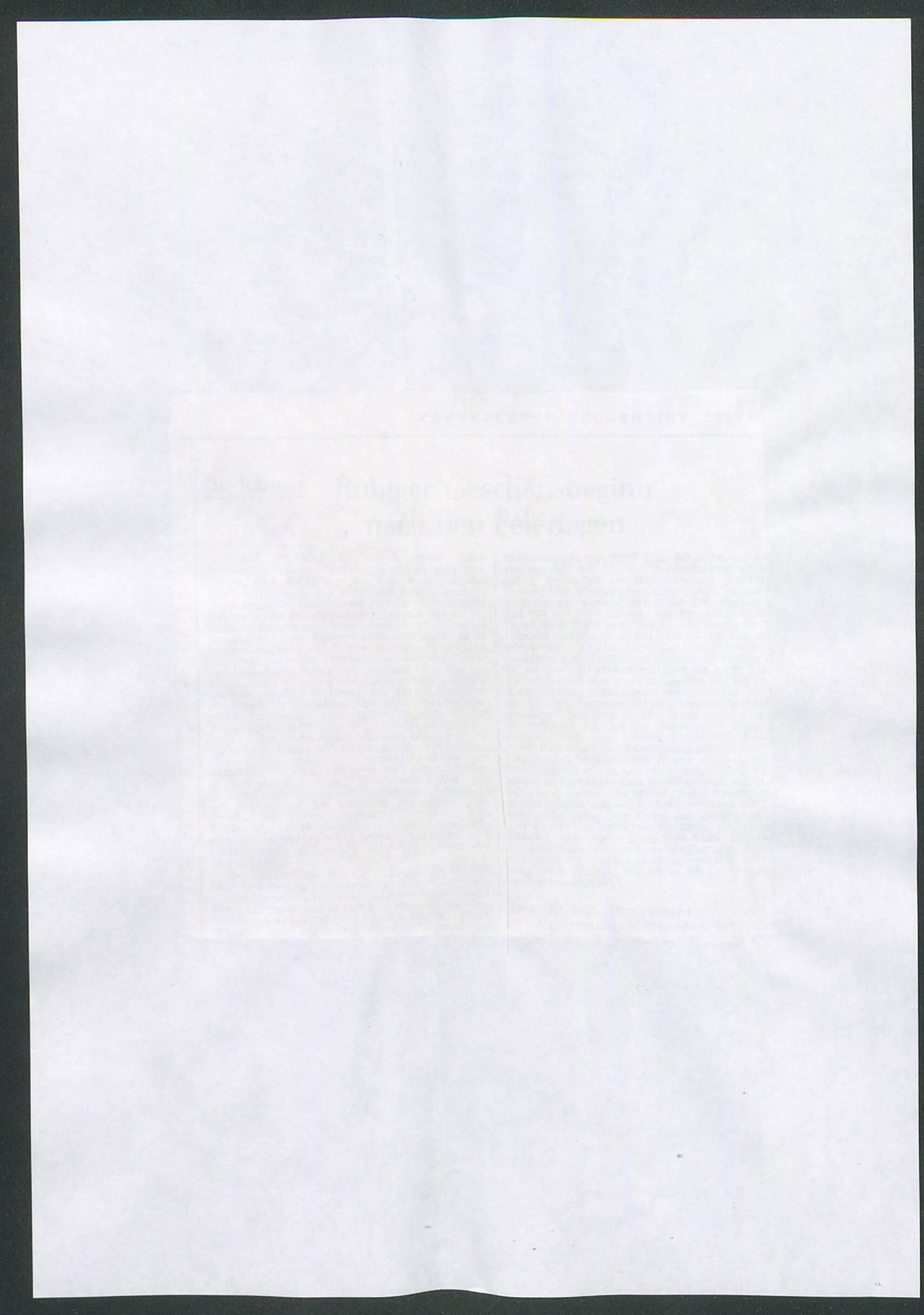
Ludwig Heyde

J.E. Universitätsprofessor Dr. sc. pol. Ludwig Heyde, der sein Leben lang in der deutschen Sozialpolitik praktisch wie wissenschaftlich arbeitend tätig war, ist am 23. Dezember im Alter von 73 Jahren gestorben. Früh kam Heyde mit dem Arbeitsgebiet in engste Beziehung, das ihn sein Leben lang begleiten sollte. Schon mit zweiundzwanzig Jahren trat der frischgebackene Doktor der Staatswissenschaften in die Schriftleitung der „Soziale Praxis“ ein, aus der er erst 1931 ausschied. Hier konnte Heyde Sozialpolitik gewissermaßen von der Pike auf studieren, wobei der Arbeiterfrage sein besonderes wissenschaftliches Interesse wie seine Sympathie galt. In diesen Jahren dürfte Heyde den Grundstock für alles weitere gelegt haben. Er war dabei für seine Zeitschrift nicht nur redaktionell tätig, sondern zugleich als Berichterstatter; in den Jahren zwischen 1911 und 1931 dürfte kaum ein Gewerkschaftskongreß stattgefunden haben, bei dem Heyde nicht vertreten war. Zugleich war Heyde auch in den verschiedensten Verbänden und Institutionen der Sozialpolitik tätig. Die Reichsregierung berief ihn in den Vorläufigen Reichswirtschaftsrat auf den Platz, den vor ihm Rathenau eingenommen hatte.

Professor Dr. Polligkeit und Professor Dr. Frieda Wunderlich, seine Kollegen im Herausgeber-Gremium der „Soziale Praxis“, haben dem scheidenden Heyde seinerzeit

„außergewöhnliche schriftstellerische und redaktionelle Fähigkeiten“ bescheinigt. Diese Gaben vereinigten sich mit außergewöhnlichen sozialpolitischen Kenntnissen in seinem „Abriß der Sozialpolitik“, der in weiten Kreisen bekannt gemacht hat. Generationen von Studenten und Praktikern der Sozialpolitik haben aus dem nur etwa 140 Seiten starken Büchlein ihre Grundvorstellungen von Sozialpolitik empfangen. Das 1920 zum erstenmal veröffentlichte Buch erschien bereits 1931 in siebenter Auflage und war schon damals in einer Zahl von 35 000 Exemplaren verbreitet. Heyde hat an dieser Schrift ständig weiter gearbeitet; sie ist auch nach dem letzten Kriege wieder neu aufgelegt worden. Noch heute empfehlen die Professoren ihren Studenten: „Lesen Sie den kleinen Heyde, da haben Sie alles wesentliche drin.“ Hier war ein Meister am Werk, ein Meister in der Bewältigung und Auswahl des Riesenstoffes, in der Beschränkung auf das Wesentliche und in einer Diktion, die die Lektüre zu einem Genuss macht.

Schon frühzeitig widmete sich der unauffällige, bescheidene, freundliche Mann dem akademischen Leben. 1924 wurde er Honorar-Professor an der Universität Kiel, 1948 Direktor des Seminars für Sozialpolitik an der Universität Köln, wo er bis in die jüngste Vergangenheit hinein gelehrt hat. 1958 wurde Heyde das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik verliehen.



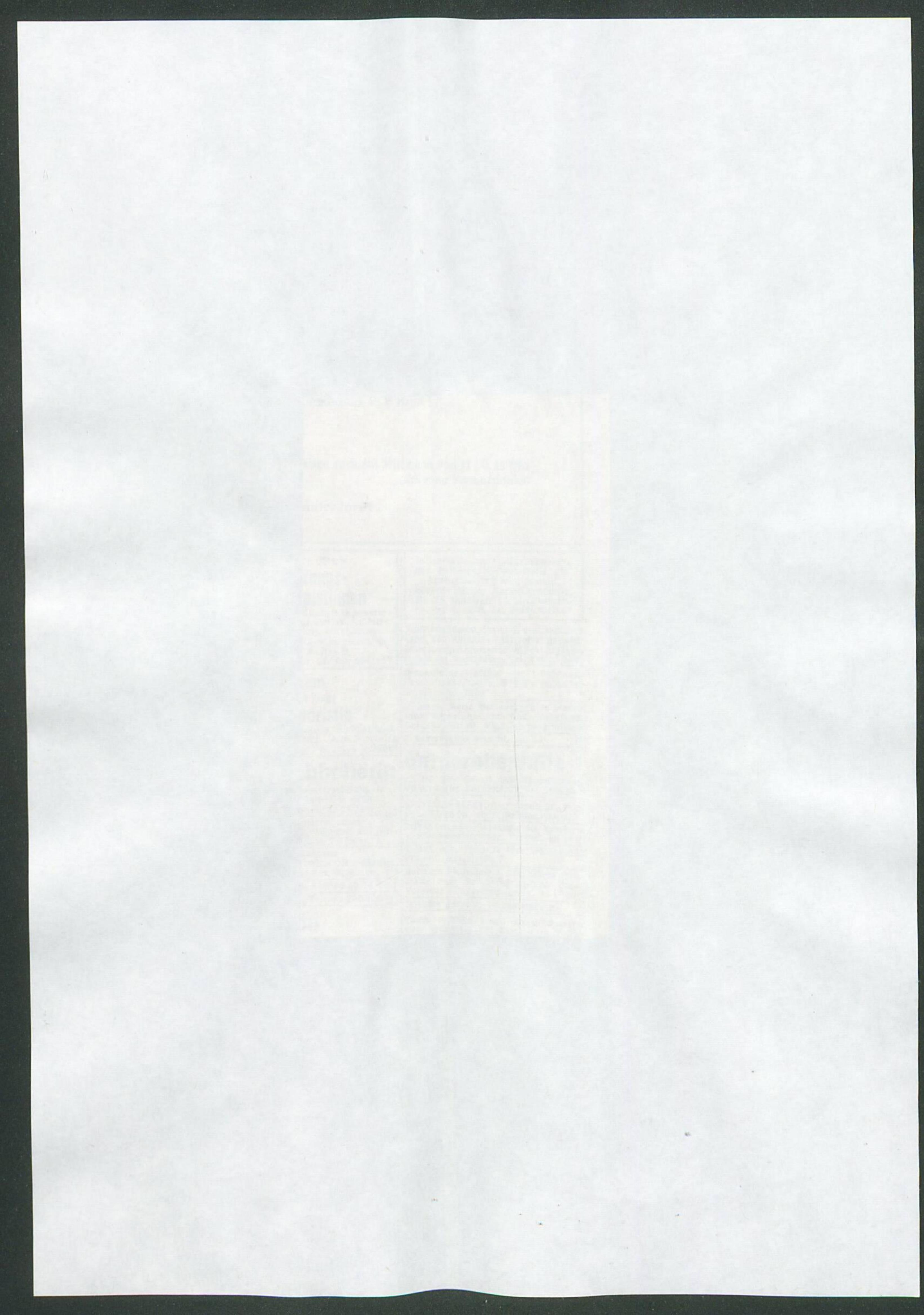
Cellist und Humanist

Zum 85. Geburtstag von Pablo Casals

Vor 85 Jahren, am 29. Dezember 1876, kam Pablo Casals als Sohn eines Organisten in dem katalanischen Städtchen Vendrell zur Welt. Der „König des Bogens“, wie ihn der Geigerfürst Fritz Kreisler genannt hat, ist wohl der einzige Instrumentalist, über dessen einsamen Rang es niemals Diskussionen gegeben hat: der eingeweihte Sarastro des Violoncellspiels, der kammermusikalische und dirigentische Sachwalter der Größe und Einfachheit, der Begründer des Typs des „persönlichen Festivals“, der entschlossene Humanist, der die romantische Einheit von Künstlertum und Charakter zur Kompromißlosigkeit in Fragen der Politik und der Gesinnung vertieft hat. Seit 25 Jahren lebt Casals in der französischen Pyrenäenstadt Prades im freiwilligen Exil, zum Zeichen unablässigen Protests gegen Unmenschlichkeit und Gewalt in einer chaotischen Welt.

Alle Welt hat „Pau“ Casals Elogen gemacht. Dutzende von Druckseiten eines Casals-Buches sind angefüllt mit Lobsprüchen der Bewunderer und Kollegen. Die prägnanteste Charakteristik des Phänomens Casals gab Thomas Mann: „Meine Meinung über Pablo Casals? Das ist keine Meinung, das ist tiefste Ehrerbietung und eine Bewunderung, die etwas von Jubel hat, angesichts eines menschlichen Phänomens, in welchem ein hinreißendes Künstlertum sich mit entschiedenster Verweigerung jedes Zugeständnisses an das Böse, an das moralisch Miserable und die Gerechtigkeit Beleidigende auf eine Weise verbindet, die geradezu unseren Begriff vom Künstler läutert und erhöht, ihm für einmal jede Ironie entzieht und in verwilderter Zeit ein Beispiel stolzer, durch nichts zu bestechender Integrität setzt.“

K. Sch.



1959

Professor Dr. Johannes Plange, Münster, Staatswissenschaftler und Soziologe, ist am 7. Juni 85 Jahre alt geworden. Seit 1913 lehrte er in Münster. Er hatte den Lehrstuhl für wissenschaftliche Staatswissenschaften und für Soziologie inne. Während seiner Lehrtätigkeit bis zu seiner vorzeitigen Emeritierung 1935 gründete und leitete er ein staatswissenschaftliches Institut und ein Forschungsinstitut für allgemeine und vergleichende Soziologie, die während des nationalsozialistischen Regimes geschlossen wurden. dpa

Professor Dr. Johannes Plenge, Staatswissenschaftler und Soziologe in Münster, ist dieser Tage 85 Jahre alt geworden. In einer Nachricht unserer Ausgabe vom 8. Juni war der Name des Gelehrten durch einen Druckfehler falsch wiedergegeben worden. F.A.Z.



Heinrich Versch †.

Der Arbeiterdichter Heinrich Versch ist heute um 0.30 Uhr an einer Lungen- und Rippenfellentzündung im Krankenhaus Remagen gestorben. Versch war am 12. September 1889 in München-Gladbach geboren.

Unerwartet und tief schmerzlich ist diese Nachricht. Obwohl wir doch alle wußten, wie sehr das harte Leben, besonders die Entbehrungen der Jugend, die Gesundheit, die Lungen des zähen, immer beweglichen und bewegten Mannes schon untergraben hatten. Er war Kesselschmied, Sohn einer Handwerkerfamilie. Er war ein Sohn seiner niederrheinischen Heimat, der grauen und nicht immer freudevollen „Glebbischer“ Industriegroßstadt. Aber er war vor allen Dingen ein Dichter, glühend, enthusiastisch, manchmal wortreich und pathetisch, aber immer wieder so groß und schlicht, daß ihm ein „Gebet an den Frühling“ nicht weniger gelang als sein aus dunklen Verzichten zu strahlender heiliger Höhe aufsteigender Soldatenabschied: „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen.“ Diese eine Zeile hat Flügel gewonnen. Sie hat Versch auch bei denen bekannt gemacht, die sein manchmal sprödes literarisches Werk nicht kannten.

Vor fünfundzwanzig Jahren gehörte die Wiener „Arbeiterzeitung“ zu den ersten, die Verse von Heinrich Versch veröffentlichten. Die „Westdeutsche Arbeiterzeitung“ brachte sein Erstlingsbuch „Abgang des Lebens“. Im Werdegang des Dichters fehlte so wenig die expressionistische Note der Nachkriegszeit wie der kämpferische Ton. Der autobiographische Roman „Die Kesselschmiede“, besonders aber die Gesänge „Der Mensch in Eisen“ sind eine Verherrlichung des Alltags und der Arbeit, dröhnen im Rhythmus wie Hammerschläge. Seiner Mutter, der ältesten von vierzehn Geschwistern einer Proletarierfamilie, hat Heinrich Versch in einem seiner letzten Werke ein Denkmal errichtet. Sein Roman „Die Pioniere von Eilenburg“ spielt in der Frühzeit der deutschen Arbeiterbewegung. Es blieb bei diesem Versuch eines grob angelegten sozialen Romans.

Vielleicht überwog in Heinrich Versch der hinnehmende, leidende Mensch den überwindenden, aktiven. Nicht ohne innersten Zwiespalt vollzog der Dichter mit seiner Zeit den Übergang zu den jeweils vorherrschenden Strömungen. Die Widersprüche seiner Natur waren nicht nur an seinen Versen abzulesen, sie bestimmten das unablässige Ringen des Dichters um die letzte Pragkraft seiner Prosa. Wer den kleingewachsenen hagergrauen, feurigen Mann seine Gedichte sprechen hörte, der hörte aus ihm die Stimme des Rheinländer, des Arbeitsmenschen, der an den Brücken und Feuern des Industriegebietes seine große Aufgabe erkennt. Geliebt haben ihn viele, Alte und Junge, auf die stets etwas von seiner Unmittelbarkeit überströmte. In Heinrich Versch brannte unverlöschlich etwas von der Schinsucht, von der Phantasiekraft, von der Güte und von dem tapferen Humor des Arbeitsvolkes, dem er mit Leib und Seele angehörte.

Alfons Paquet.



Dr. Heinrich Held gestorben.

Regensburg, 4. August. (DNB.) Im Krankenhaus der Barmherzigen Brüder in Regensburg ist am Donnerstag der ehemalige bayerische Ministerpräsident Geheimer Hofrat Dr. Heinrich Held nach längerer Krankheit im Alter von 70 Jahren gestorben.

Reaktion erfordert eine 100-fache Überschreitung der Sättigung, was
eine hohe Empfindlichkeit und eine schnelle Reaktion bedeutet.
Bei der Röntgenbestrahlung wird die Reaktion verzögert, was
die Anwendung von Polymeren ermöglicht.

Die Reaktion kann durch Temperatur, Licht oder Radikale ausgelöst werden.

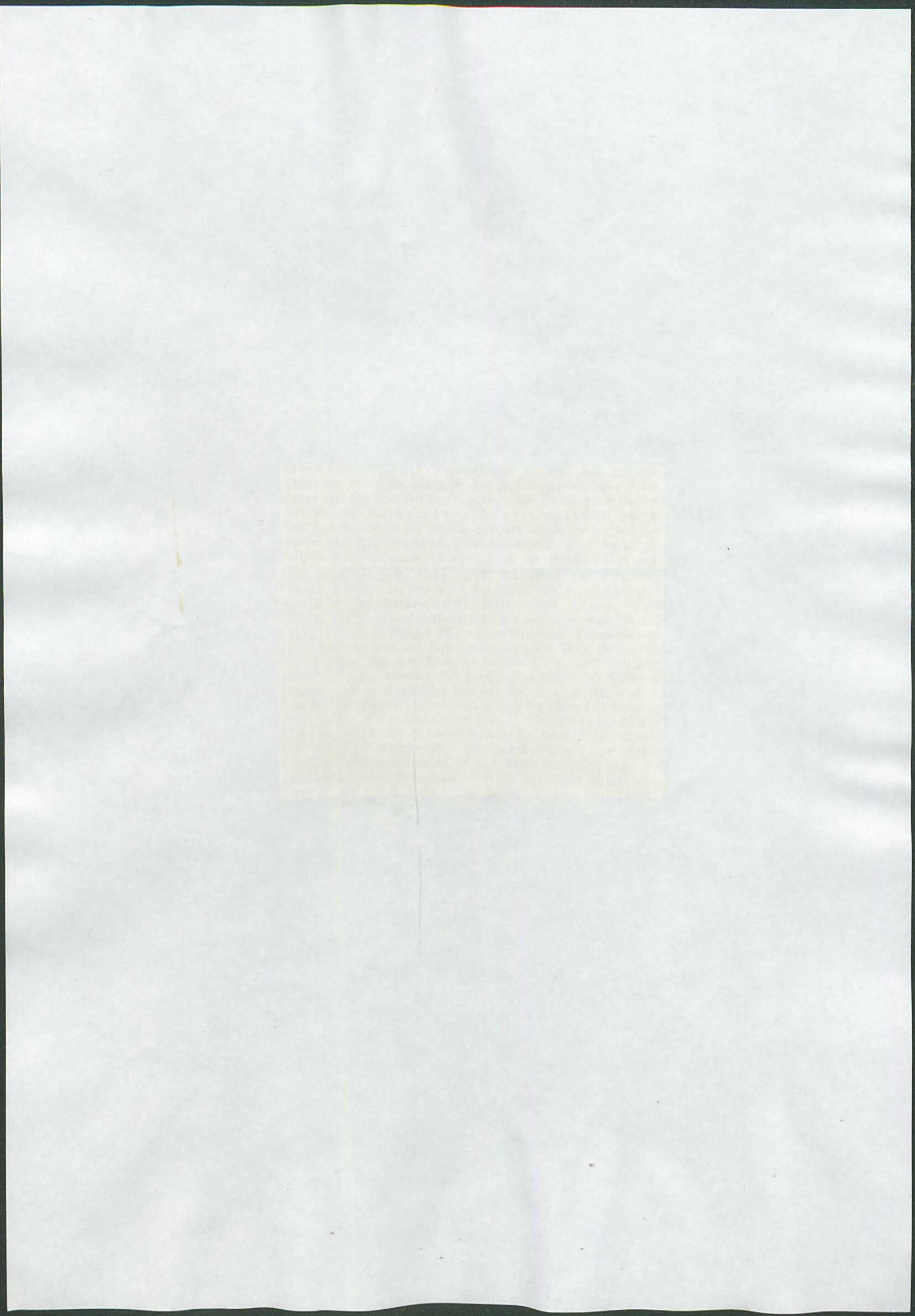
Der Deutsche Verein für öffentliche und private Fürsorge.

= Frankfurt, 25. Juni. Die Geschäftsstelle des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, die 1919 unter finanzieller Förderung durch die Stadtverwaltung

Nachlass Heimerich

und des Instituts für Gemeinwohl von Berlin nach Frankfurt verlegt wurde, siedelt auf Veranlassung des jetzigen Vorsitzenden, Amtsleiters Althaus, zum 1. Juli wieder nach Berlin über. Der bisherige Geschäftsführer des Vereins, Prof. Dr. W. Pollig-leit, behält seinen Wohnsitz in Frankfurt und wird sich weiter der Zeitung der Zentrale für private Fürsorge und seiner Lehrtätigkeit an der Universität widmen. Bei dem großen Unsehen, dessen sich der Verein in Fachkreisen erfreut, bedeutet die Verlegung der Geschäftsstelle als eines Zentrums kultureller und sozialer Bestrebungen für Frankfurt einen empfindlichen Verlust. Bemühungen, die wertvolle fachwissenschaftliche Bibliothek des Vereins für die hiesige Universität durch Kauf zu erwerben, sind bedauerlicherweise gescheitert.

Heimerich



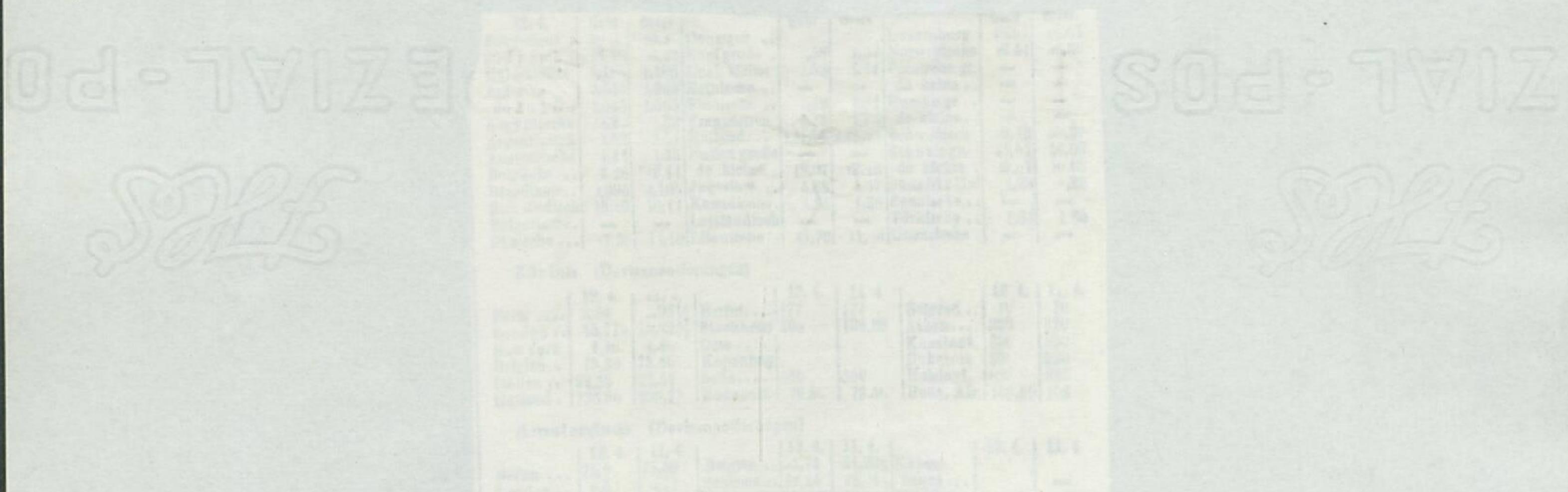
Der Graphiker Heinz Schiestl †

Von unserem Berichterstatter

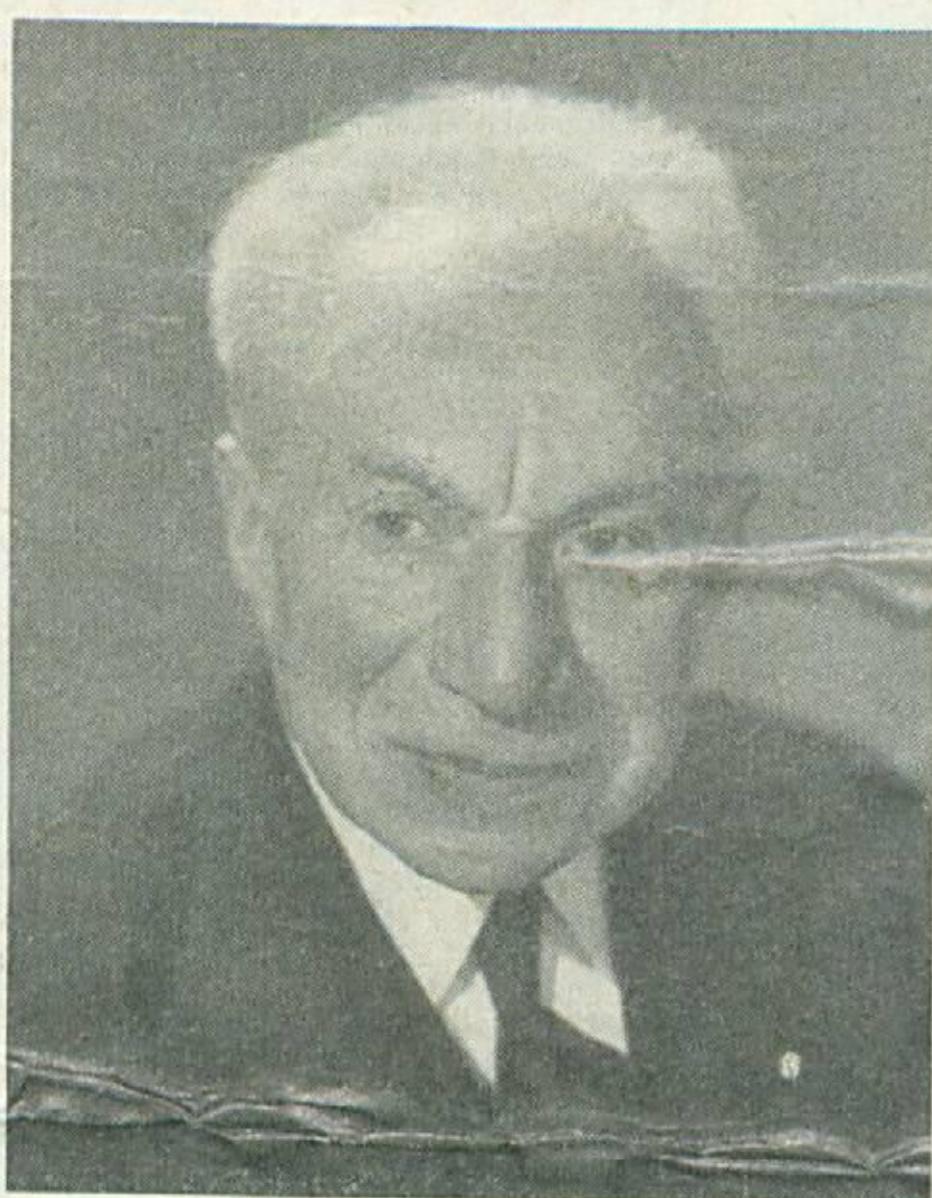
eb. München, 12. 4.

In Würzburg ist Heinz Schiestl, der letzte des brüderlichen Künstler-Dreigestirns Mathäus, Heinz und Rudolf Schiestl, im Alter von 73 Jahren gestorben. Die Familie Schiestl stammt aus dem Zillertal in Tirol, von wo der Vater der drei Brüder nach Würzburg übersiedelte und hier eine Bildschnitzerwerkstatt errichtete. Von den drei Brüdern wirkte der Maler Matthäus später in München, der Maler und Graphiker Rudolf in Nürnberg, Heinz in Würzburg, wo er die väterliche Werkstatt übernahm.

Sein Hauptgebiet war die religiöse Kunst, er schuf aber auch ein große Anzahl von Kriegerdenkmälern. Zu seinem 70. Geburtstag erhielt er den mainfränkischen Künstlerpreis. Der größte Teil der Werke Rudolf Schiestls befindet sich im Besitze der Stadt Würzburg, die auch eine Straße nach der Künstlerfamilie benannte.



Professor Edgard Milhaud 85 Jahre alt



1958

Am 14. April wurde der Genfer *Professor Edgard Milhaud* 85 Jahre alt. An den beiden vorhergehenden Tagen beriet der Vorstand der Internationalen Forschungs- und Informationsstelle für Gemeinwirtschaft (IFIG) u. a. über das künftige Schicksal der „Annalen der Gemeinwirtschaft“. Prof. Milhaud nahm an beiden Tagen an der Sitzung teil, und seine Beteiligung an den Erörterungen des Vorstandes war wie immer anregend und richtungweisend.

Beide, die „Annalen der Gemeinwirtschaft“ und die IFIG, sind Schöpfungen Prof. Milhauds. Die IFIG wurde im Jahre 1947 geschaffen, die Annalen bestehen schon seit 1908, sie sind heute das Organ der IFIG. Die beiden großen Aufgaben der IFIG sind, wie der Name sagt, Forschung auf dem weiten Gebiet der Gemeinwirtschaft und die Informierung der Interessierten wie der breiten Öffentlichkeit über gemeinwirtschaftliche Entwicklungen und Probleme. Das Instrument der IFIG sind die Annalen, in denen sich die Forschungsarbeit der IFIG niederschlägt und die darüber hinaus zahlreiche andere Arbeiten über gemeinwirtschaftliche Fragen veröffentlichen. Die Annalen erscheinen in drei Sprachen, in der Regel vierteljährlich, ein Jahrgang hat ungefähr einen Umfang von 400 Seiten; ihre Auflage liegt gegenwärtig zwischen 2500 und 3000 Exemplaren.

Die organisatorische Grundlage der IFIG ist ein loser Zusammenschluß von genossenschaftlichen und freigemeinwirtschaftlichen Organisationen, staatlichen, kommunalen und anderen öffentlichen Unternehmen, Gewerkschaften, gemeinwirtschaftlich interessierten politischen Gruppen und Persönlichkeiten. Das „ständige Arbeitsorgan“, d. h. das eigentliche Büro der IFIG, befindet sich in Lüttich und wird von *Prof. Paul Lambert* geleitet. Redakteur der Annalen, die in Genf erscheinen, ist Prof. Milhaud, der auch Präsident der IFIG ist. Neben diesen beiden Zentralstellen der IFIG gibt es in einigen Ländern Landessektionen der IFIG — in der Schweiz, in Frankreich, in Belgien, in Österreich, in Italien und in Jugoslawien. Seit 1953 werden von der IFIG im Abstand von zwei Jahren Internationale Kongresse der

Gemeinwirtschaft veranstaltet, der erste fand 1953 in Genf, der zweite 1955 in Lüttich, der dritte 1957 in Paris statt.

Was hier über die IFIG und die Annalen gesagt worden ist, ist, genau genommen, über Prof. Milhaud gesagt, denn IFIG und Annalen sind ein wesentlicher Teil des Lebenswerks von Prof. Milhaud. Die Annalen z. B. sind nicht nur von Prof. Milhaud gegründet worden, sie enthalten nicht nur zahlreiche wertvolle Beiträge von Prof. Milhaud, sie sind auch von Prof. Milhaud — und allein von Prof. Milhaud — durch schwierige Zeiten durchgehalten worden. Prof. Milhaud hat seine ganze Kraft und seine freie Zeit in die Annalen hineingesteckt — und dazu Zehntausende von Schweizer Franken! Er ist zeitlebens ein großer Idealist gewesen. Die Sache der Gemeinwirtschaft hat von ihm Arbeit und Opfer ohne Grenzen gefordert, er hat die Arbeit geleistet und die Opfer gebracht, ohne zu wissen, ob er schließlich erfolgreich sein würde. Und er war erfolgreich. In den letzten beiden Jahren sind die Annalen in der Lage gewesen, Einnahmen und Ausgaben auszugleichen, und nachdem dieses Ziel erreicht ist, übernimmt nun die IFIG die finanzielle Verantwortung für die Annalen. Die Schulden, die die Annalen noch an Prof. Milhaud aus den letzten Jahren vor 1956 haben und die sich auf 15 000 sfr. belaufen, hat Prof. Milhaud gestrichen — das heißt also: er schenkt die Annalen schuldenfrei der IFIG!

Prof. Milhaud ist heute trotz seiner 85 Jahre von einer geradezu jugendlichen Begeisterung für die Sache besetzt, die er zu seiner eigenen gemacht hat. Schon seit seiner Studienzeit dient er dieser Sache, die mit dem Begriff Gemeinwirtschaft nur unvollkommen umschrieben ist. Er hat selbst einem kleinen Kreis vor kurzem erzählt, wie er zu dieser seiner „Sache“ gekommen ist. Als junger Student studierte er Philosophie am Collège de France und an der Sorbonne mit „großem geistigem Genuß“, wie er sagt. Und sein Professor riet ihm, die akademische Laufbahn einzuschlagen und die Philosophie zu seinem Fach zu machen. Aber der Student Milhaud hatte inzwischen das Elend kennengelernt — es war in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts —, und seitdem beschäftigte ihn die soziale Frage. Er wechselte von der Philosophie zur Nationalökonomie über. Und schon am Anfang dieses Jahrhunderts wird er als Professor der Nationalökonomie an die Universität Genf berufen — und von dieser Zeit an ringt er um die Lösung der sozialen Frage. Gemeinwirtschaft ist für ihn ein Weg zur Lösung der sozialen Frage, ein Weg zum sozialen Frieden, ein Weg auch zur Völkerverständigung und eine Hilfe für den Völkerfrieden.

In diesem Sinne hat Prof. Milhaud gearbeitet und gewirkt — viele Jahrzehnte lang, und als glänzender und überzeugender Redner hat er viele Menschen für die Sache der Gemeinwirtschaft interessiert und gewonnen. Seine Menschlichkeit, seine Schlichtheit, seine Begeisterungsfähigkeit haben viel dazu beigetragen, daß der Kreis seiner Mitarbeiter und seiner persönlichen Freunde ständig gewachsen ist und noch immer wächst. Möge es Prof. Milhaud beschieden sein, noch viele Jahre mit dem gleichen jugendlichen „élan vital“ zu schaffen und zu wirken.

E. H.

„De Borgermeester un sin never Mann“

Ein letzter Barockfürst regiert Hamburg: Max Brauer / Von Klaus Wagner

20.12.1958

HAMBURG, im Dezember

Beim ersten Blick sieht der Mann auf dem Oelbild aus wie ein abgemusterter Seebär, wie ein Kapitän nach großer Fahrt. Voller Grauschoß; kräftig durchblutete Gesichtshaut, augenscheinlich windgeprüft und witterfest; Vierkantschädel, wie er an der Wasserkante nicht selten ist. Beim zweiten Hinschauen lugt auch der Bauer hervor, ein Altbauer im Bratenrock. Auffallend groß gemalte Hände, die wohl das Zupacken gelernt haben. Ueber betonten Backenknochen sehr eng gestellte Augen, die den Beschauer taxieren; die Rollen vertauschen sich rasch vor diesem Porträt. Nur krasse Butenhamburger müssen zum dritten im Katalog der Kunsthalle blättern oder auf dem Rahmenschild nachlesen: „Bürgermeister Max Brauer“.

Der ehemalige amerikanische Bürger Brauer als hamburgischer Mr. President, Monument seiner selbst, Material: Deutsche Eiche — so hat ihn Oskar Kokoschka gemalt. Als Stadtoberhaupt, dem symbolisch der Petrikirchturm über die Schulter schaut. Als Rathausvater, das Hauptbuch oder die Bibel aufgeschlagen vor sich auf dem Tisch. Dem unkompliziert geschnittenen Gesicht hat der Maler in seiner kleinflächig facettierenden, dick spachtelnden Manier beizukommen versucht. Er hat lange daran herumgesässt, auch das nach seiner Art. Aber dieser Kopf fordert zur Schichtenmalweise wohl heraus; widerstreitende Ansichten von einer Person wollten hier zur Deckung gebracht werden. Das Ergebnis entspricht gewiß auch der Vorstellung von einem Patrizier, wenigstens der hanseatischen Spielart. Befreit von allen Insignien seiner Funktion, herausgehoben aus dem vaterstädtischen Rahmen wirkt dieses Kokoschkaporträt jedoch wie ein Drama in Physiognomie — ein Temperament, gesehen von einem Temperament.

Ein schwieriger Herr

Max Brauer, so sagt man, liebt dieses Bild nicht. Sein Zurückweichen mag instinkтив sein wie vor einer total lichtdurchlässigen Scherbe, die unterm Hinundherwenden unversehens zum Brennglas wird. In diesem Sammelpunkt des Bildes, in diesem Kopf läuft alles zusammen, was das weit über den Senat hinaus verbreitete Urteil über Brauer erklärt: ein schwieriger Herr. Wobei offenbleibt, ob der Akzent auf „schwierig“ liegt, auf der Konsequenz eines im Charakter angelegten, von Entwicklung und Alter verhärteten Eigenwillens oder ob der Begriff „Herr“ betont wird, die fast anmutige Würde, mit der sich der ehemalige Glasbläser aus Altona vom Senatsdiener in den Paletot helfen zu lassen versteht.

Es gibt vielleicht nur noch zwei deutsche Großstadtväter, die den Charakter ihres Gemeinwesens derart prall und unkopierbar verkörpern. Der eine mag Thomas Wimmer sein, die durch und durch weißblaue Institution an der Isar. Der andere — wenn wir von dem unauffälligeren Bremer Wilhelm Kaisen hier einmal absehen — ist Max Brauer: der äußerste Gegensatz zu Wimmer, der inkorporierte Nordpol in der Geographie der westdeutschen Stadtoberen. Brauers Beliebtheit gründet sich nicht auf volkstümliche Aktionen wie den öffentlichen Anstich von Wies'n-Bierfässern, den zeremoniellen Verzehr von Weißwürstein und Backhendl oder den nahezu ausschließlichen Gebrauch des bodenständigen Idioms bei Amtshandlungen. Der einundsiebzigjährige Max Brauer über-

läßt es dem jüngeren Zweiten Bürgermeister Engelhard, zur Eröffnung des hansestädtischen Novemberfestes, genannt „der Dom“, mit den Schaustellern leutselig zu scherzen und bei einer Ehrentour mit der Alpenbahn, wie in diesem Jahr, kopfheister zu gehen.

Dennoch ist Brauers Popularität unbestreitbar und ein Politikum ersten Ranges. Seine Wählerschaft ist wohlassortiert, sie reicht bis weit in die gutbürgerlichen Kreise der Christlichen Demokraten, also seiner Parteigegner, hinein. Hier hat man mit schwierigen alten Herren schließlich seine Erfahrungen. In den alten Unternehmerfamilien tritt die natürliche Spannung zwischen Seniorchef und Junior in jeder Generation wieder auf.

Der Seniorchef und der Erbe

Auch der von Brauer mit betonter Autorität regierte Stadtstaat hat derzeit sein Thronfolgerproblem. Der anerkannte Kronprinz der Sozialdemokraten, Dr. Paul Nevermann, drängt recht ungestüm nach Amtsumbernahme: mit dem steilen Ehrgeiz und der Zähigkeit des ehemaligen Abendschulabüritten, der sich mit Talent und Willenskraft hochgewühlt hat. Dieser Führungstyp ist in einer Arbeiterpartei nicht selten; seine Vertreter kommen oft über den von Genossenschaften und Gewerkschaften geförderten zweiten Bildungsweg in die leitenden Kader. Es ist Dr. Nevermanns persönliche Tragik, daß sein Typ — der des voll „akademisierten“ höheren Funktionärs — in einer älteren Tradition steht und daß einer der letzten Repräsentanten dieser mit dem Strukturwandel der Partei dahingeschwundenen alten Führerschicht wie ein mächtiger erratischer Block mittwegen in seiner Karriere liegt. Denn der Seniorchef des hamburgischen Stadtstaats, Max Brauer, ist noch mehr als Dr. Nevermann seinem Bildungsgang nach Außenseiter, ein reiner Autodidakt, der ein Leben lang seinen Dickkopf trainiert hat. Zudem hat Brauer seinem derzeitigen Bausenator und präsumptiven Amtsnachfolger, der als Persönlichkeit vorerst noch schmäler wirkt, ungewöhnlich viel Weltläufigkeit und Verwaltungserfahrung voraus, mehr als der Altersunterschied von knapp einer Generation erlaubt.

Unter den zahlreichen Posten, die sich zum Erfahrungsschatz Max Brauers summieren, ist ein Superlativ, sozusagen eine Rekordmarke, die auch die Ehrgeizlinge unter den Verwaltungsanwärtern niemals mehr überbieten werden, aus historischen Gründen. Der mit knapp 37 Jahren jüngste preußische Oberbürgermeister Max Brauer, als Glasbläsersohn unter 13 Geschwistern in Altona aufgewach-

Georg Kaiser Schrein

82pp. \$1.05

Die ersten drei Jahre der Kaiser
Schrein sind eine Zeit der Entstehung.
Viele der ersten Ideen und Konzepte
wurden in diesen Jahren entwickelt
und ausgearbeitet. Es sind die ersten
Jahre des Schreins.

Auf den folgenden Seiten werden
die ersten drei Jahre des Schreins
detailliert beschrieben.

Der Schrein wurde im Jahr 1900 gegründet.
Der erste Vorsitzende war Georg Kaiser.
Der Schrein hat viele verschiedene
Festivals und Feiern veranstaltet.
Der Schrein hat viele Freunde.
Der Schrein hat viele Feiern.
Der Schrein hat viele Freunde.
Der Schrein hat viele Feiern.

Der Schrein hat viele Feiern.
Der Schrein hat viele Freunde.
Der Schrein hat viele Feiern.

Der Schrein hat viele Feiern.
Der Schrein hat viele Freunde.
Der Schrein hat viele Feiern.

Der Schrein hat viele Feiern.
Der Schrein hat viele Freunde.
Der Schrein hat viele Feiern.

Der Schrein hat viele Feiern.
Der Schrein hat viele Freunde.
Der Schrein hat viele Feiern.

Der Schrein hat viele Feiern.
Der Schrein hat viele Freunde.
Der Schrein hat viele Feiern.

Der Schrein hat viele Feiern.
Der Schrein hat viele Freunde.
Der Schrein hat viele Feiern.

Der Schrein hat viele Feiern.
Der Schrein hat viele Freunde.
Der Schrein hat viele Feiern.

Der Schrein hat viele Feiern.
Der Schrein hat viele Freunde.
Der Schrein hat viele Feiern.

sen, dann Lehrling im Beruf seines Vaters, Lagerhalter und Betriebskontrolleur in einer Konsumgenossenschaft — Brauer bekannte 1924 bei seiner Amtseinführung in Altona: „Als Arbeiterkind bin ich hier groß geworden; durch die Volksschule bin ich gegangen, um selbst Arbeiter zu werden. Die widrigen sozialen Verhältnisse der unteren Volkschichten habe ich am eigenen Leibe kennengelernt. Arbeitslosigkeit, Wohnungselend, alles, was die breiten Schichten unserer Bevölkerung bedrückt, ist mir bekannt. Ich habe, wie viele junge Arbeiter, gehungert und gedürstet nach Bildung und Wissen.“ Bevor seine Antrittsrede mit dem für ihn fast obligatorischen Goethe-Zitat abschloß, gelobte er den städtischen Kollegien: „Altona neben der mächtigen Schwesterstadt Hamburg wirtschaftlich stark zu machen... soll meine schönste Aufgabe sein. Ich werde nicht ruhen, bis unsere Stadt nicht mehr eine westliche Vorstadt Hamburgs ist, sondern mehr und mehr erfüllt wird von kommunalem Eigenleben mit eigenem, starkem wirtschaft-

lichem Fundament. Den starken preußischen Staat im Rücken, muß es uns gelingen...“

Ein Dutzend Jahre danach ging das preußische Altona mit dem Groß-Hamburg-Gesetz von 1937 in der Freien und Hansestadt Hamburg auf. Aber da lebte der ehemalige Preußische Staatsrat und Ministeramtskandidat Brauer schon seit vier Jahren jenseits der Grenzen. 1933 hatte man ihm den Bürgermeisterstuhl unsanft weggezogen, die Wohnung demoliert, den Schutz für Leib und Leben versagt. Max Brauer mußte untertauchen.

Es erwies sich, daß eine nicht zu stark intellektuell individualisierte Physiognomie notfalls die beste Tarnkappe ist. Sein früherer Genossenschaftsvorstand Henry Everling hatte etwa den gleichen norddeutschen Quadratschädel. Mit Everlings Paß entkam Brauer über die österreichische Grenze. Bei seinem Parteifreund Renner, dem späteren Wiener Bundespräsidenten, fand er fürs erste Unterschlupf.

Damals setzte sich jener zweite Erfahrungsring an, den Brauer seitdem fast allen Konkurrenten voraus hat. Zwölf Jahre lang haben ihm Hotels in aller Welt ihre Zettel auf sein Emigrantengepäck gepappt. Als Völkerbundsdelegierter für Genossenschaftsfragen hat Brauer Tschiang Kai-scheks Reisbauern — damals noch nicht nur die von Formosa — beraten, bis Hitler protestierte. Nach Europa zurückgekehrt, bewahrte den inzwischen ausgebürgerten „Reichsfeind“ 1936 das von Freunden gerade noch rechtzeitig beschaffte Visum für Amerika vor der Auslieferung aus einem französischen Gefängnis. Als Redner durchreiste er in den Kriegsjahren die Staaten, im Auftrag jener Federation of Labor, für die er nach Kriegsende in Begleitung des heutigen Vizepräsidenten am Bundesverfassungsgericht, Dr. Katz, zum Studium des Wiederaufbaus der Gewerkschaften nach Deutschland zurückkam — in Uniform, als amerikanischer Staatsbürger, der erst durch ein staatsrechtlich damals anfechtbares Einbürgerungsverfahren auch den Papieren nach wieder Deutscher wurde. Max Brauer dürfte wohl der erste deutsche Amerika-Emigrant gewesen sein, der auf solche Art seine angestammte Nationalfarbe kannte. In einer Weihnachtsansprache 1949 in New York über die „Gründe einer Heimkehr“ hat Brauer geäußert: „Solange ich als ein neuer Bürger, den sein Vaterland verstoßen hatte, unter Ihnen weilte, nannten Sie, meine amerikanischen Freunde, mich ‚den Deutschen‘. Drüber in Deutschland bin ich heute ‚der Amerikaner‘.“

Mit einem Amerikaner-Deutschen als Erstem Bürgermeister war der scheinbar total zerstörte Stadtstaat anderen Regionen des westdeutschen Trümmerfeldes sogleich um einen Schritt voraus, und bei diesem Vorsprung blieb es für die erste Zeit: Hamburg hatte in den Grenzen des Besatzungsstatuts zuerst wieder eine Art Regierung mit dem ersten Parlament in der britisch besetzten Zone. Entscheidend wichtig aber war der Kälorienfaktor: Hamburgs Bürgermeister war als einziger Zivilist wohlgenährt und in guter Form. „Meine Nerven waren geschont“, erklärte er 1949 seinen amerikanischen Freun-

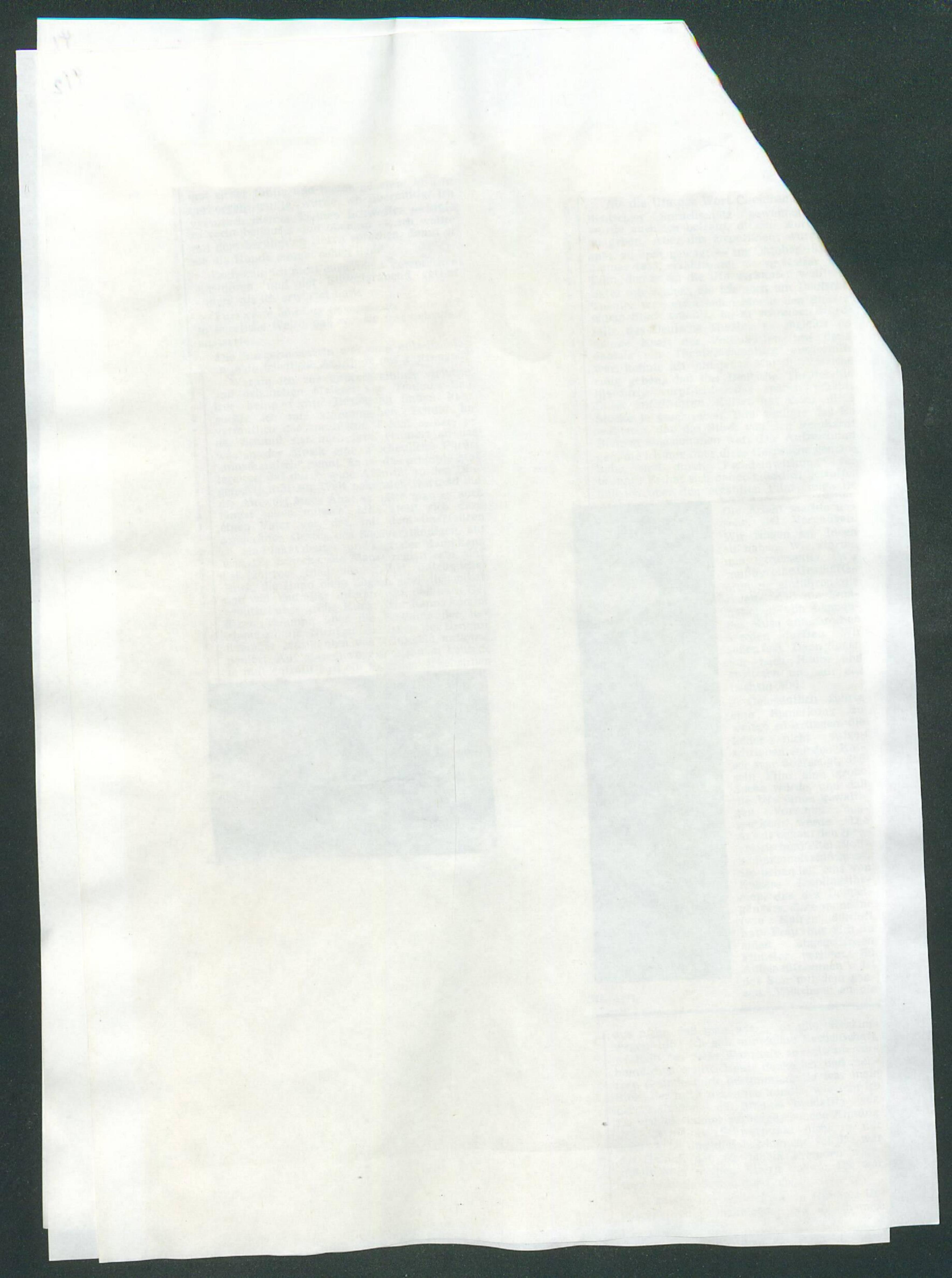
den, „und der Optimismus der Neuen Welt war mir gewissermaßen ins Blut übergegangen.“ Optimismus war damals das halbe Ueberleben. Es gehörte alle Unbekümmertheit eines Halb-„Amerikaners“ dazu, vor Uebernahme der Bürgermeisterei vom Stadtkommandanten kategorisch zu verlangen, daß der mit Stacheldraht umschnürte Militärparkplatz vor dem Rathaus, die alte „Bannmeile“, geräumt werde; was prompt geschah.

Keiner liest mehr

Der Arbeitersohn aus Altona war sich über die spezifisch hamburgische Rangfolge der zahllosen Probleme rasch klar. Er setzte die Alsterdampfer, so bald es ging, wieder in Fahrt, damit der Hamburger Binnensee etwas von seinem friedensmäßigen Bild zurückgewann. Er rang den Militärbehörden wenigstens Warmwasser für die öffentlichen Badeanstalten ab, wenn es schon keine Seife gab. Er sorgte für mehr Straßenbeleuchtung, als sie sogar die Viertel der Engländer hatten, deren Proteste er mit dem Bemerkern abtat:

Unterlegene brauchten eben mehr Licht. Und es gehörte ein nahezu naiver Optimismus dazu, im Kältewinter 1946/47 den leitenden Beamten des Elektrizitätswerkes, der kurz vor der letzten Schaufel Kohle zur Rettung der Maschinen den Strom abschalten wollte, von seinem Posten zu scheuchen, nur im Vertrauen auf die Tüchtigkeit eines anderen Beamten, der mit einem Sonderstab die lebenswichtigen Ruhrkohlenzüge heranfahren sollte. Übrigens behielt Brauer recht.

Für solche Vertrauensseligkeit, die nur bei flüchtigem Hinschauen fahrlässig wirkt, gibt er in Brauers Umgebung genügend Beispiele.



Einem Referenten, der ihn im Rathaus zurückzuhalten versucht, weil ein wichtiges Schriftstück noch der Fertigstellung und der Unterzeichnung bedarf, entzieht er sich gelegentlich mit seinem Namenszug auf einem Blankobogen: „Genügt das?“ Für potentielle Defraudanten ist das Rathaus trotzdem kein Tummelplatz. „Der Alte“ führt — wie in Bonn so in Hamburg — ein strenges Regiment mit autokratischem Anstrich. Ironie, daß ausgegerechnet im Stadtstaat Max Brauers der Präsident des Senats, nach hamburgischer Verfassung primus inter pares, den Titel „Erster Bürgermeister“ trägt — während West-Berlin die in der Hansestadt nach 1933 eingeführte Bezeichnung „Regierender Bürgermeister“ übernommen hat. In den Vorzimmern des Senats gilt Brauer — „L'état c'est moi“ — als „der letzte Barockfürst“. Außenstehende halten diesen amtsinternen Beinamen für treffend, weil der Stadtpotentat es zum Beispiel schätzt, als persönlichen Referenten einen Schriftsteller um sich zu haben.

Diese Verbindung ist nicht platonisch; auch Uebelwollende müssen einräumen: „Kein Mensch im Rathaus liest mehr als Max Brauer.“ Das ist gleichfalls eines der lebenslang unverwischbaren Merkmale des Autodidakten: Lesewut, die durch kein Auswahlprinzip etwas kanalisiert würde. Brauer gehört unter den Lesern zur Gattung der Omnipriven, der „Allesfresser“; er verschlingt — meist nachts, denn er ist gleichsam ein Kurzstreckenschläfer — den staubtrockenen Handelskammerbericht mit der gleichen Konzentration wie ein Fachbuch, dessen Titel ihm untertags aufgefallen ist. Als bewährtes Rathausmittel gegen Konferenzkrampf hat Brauer, der Vorsitzende des Deutschen Bühnenvereins, seitenlange Stegreifzitate aus der klassischen Literatur allzeit parat; auch das ist ein Zeichen für ein lebenslang unverdrossen betriebenes Selbststudium. Bei Einladungen in die Wohnung von Freunden pflegt er meist schon beim Eintreten die Bücherbestände abzuschätzen, und der Abend mit dem schwierigen alten Herrn steht unter günstigen Vorzeichen, wenn Brauer als Ergebnis seiner Ueberschlagsrechnung verkünden kann: „Ich habe mehr!“ Was meist der Fall ist, denn Brauers große Wohnung an der Außenalster (die beiden Kinder sind in Amerika geblieben) ist sozusagen randvoll von Büchern.

Zu solchen Hausbesuchen kommt es allerdings nicht oft. Brauer wahrt auch im Privatleben den halb-englischen Stil der großbürgerlichen Hamburger Gesellschaft: My home, my castle; im übrigen: drei Schritt vom Leibe.

„Er ist nicht zu deklinieren“

Im Amtsbetrieb allerdings hält er sich an keine Spielregel. „Er ist nicht zu deklinieren“, erklärt sein Staatssekretär, der in Hamburg den alten Titel Senatssyndicus (altertümlich mit c) trägt; das soll heißen: Brauer ist unberechenbar. Es kann vorkommen, daß er eine Rede gleich bei drei Stellen in Auftrag gibt, hinterher aber den eigentlichen Autor nach dessen Urteil über die Ansprache einvernimmt. Nicht nur wenn er frei sprechen muß, ist er alles andere als ein brillanter Redner. Er bevorzugt das sprungweise Vorarbeiten auf sein Redeziel hin, wobei er unterwegs seine Gedanken zur Sache recht weitläufig um den Kern seiner Ausführungen verstreut. Er verstört auch die wenigen Liebhaber seiner sehr frei stilisierten Rhetorik durch eine seltene Hartnäckigkeit, einmal angefangene Sätze einem ungewissen Schicksal zu überlassen.

Wie in seinem Redestil, so kommt sein ausgeprägt sanguinisches Temperament auch in seiner gelegentlich fast interpunktionslosen Schreibart zum Vorschein. Was ihn interessiert, kann nicht rasch genug gehen; mit Ungeduld treibt er Angelegenheiten voran, in die er sich verbissen hat. Das war jüngst bei der Aktion gegen die Atombewaffnung der Bundeswehr

und bei der geplanten Volksbefragung der Fall. Max Brauer stritt in den Spalten des „Vorwärts“ noch immer für diese Sache, die er zu seiner eigenen gemacht hatte, als sein alter Freund Katz ihm das Ungezügliche des Hamburger Vorgehens längst verfassungsgerichtlich bescheinigt hatte.

Daß er dennoch nicht öfter Gefahr läuft, als ein politischer Don Quichotte zu gelten, liegt an seiner Vergangenheit als pflichttreuer Kommunalbeamter. Der junge Oberbürgermeister von Altona hatte sich als Wahlspruch einen Kernsatz aus der Weimarer Verfassung gewählt: „Der Beamte ist Diener der Gesamtheit, nicht einer Partei.“ Viel spricht dafür, daß die beiden alten preußischen Oberbürgermeister Adenauer und Brauer über alle Parteidgrenzen hinweg zumindest menschlich ein besseres Verhältnis zueinander haben, als es den führenden Hamburger CDU-Politikern, darunter auch Brauers Amtsvorgänger, Dr. Sieveking, ihrem Parteivorsitzenden gegenüber bisher beschieden war. Brauer hätte vermutlich Sievekings Kritik an der Bonner Außenpolitik nicht gebilligt, er gilt als „außenamtstreu“. Nicht nur darum hält er sich durchaus nicht immer an die Parteilinie, etwa in der Grundsatzfrage einer Wiederbewaffnung, die er erst unlängst bei der Eröffnung der Führungsakademie als „Recht jedes Volkes auf Selbstverteidigung“ öffentlich bejaht hat, mit der milden Einschränkung: „... auch wenn man über den Weg geteilter Meinung sein kann.“

Das Stück geht weiter

Eigensinn bekundet er endlich auch als Kommunalpolitiker. Halsstarrig betreibt er gewisse von ihm favorisierte Projekte, die er auf seinen Schreibtisch zieht, wie etwa die Bundesgartenschau 1963, für die er einen Grüngürtel von Altona quer durch die Innenstadt plant. Das könnte sein Abschiedsgeschenk werden, denn bereits 1960, ein Jahr vor den Neuwahlen, soll der Erste Bürgermeister der Freien und Hansestadt Dr. Nevermann heißen; so ist es unmittelbar nach dem Wahlsieg vereinbart worden. Aber schon einmal, nach Sievekings Wahlsieg 1953, hat Brauer erkennen lassen, daß er seinen Rücktritt als eine Niederlage für Hamburg empfindet und als eine ihm persönlich zugefügte Kränkung. Auch seine engsten Parteidfreunde räumen ein: „Er war ein schlechter Verlierer.“ Verbittert zog sich das lebende Wahrzeichen Hamburgs auf Kontaktplage mit seinen amerikanischen Freunden und Enkelkindern sowie auf seine Aufsichtsratsposten bei konsumgenossenschaftlichen Einrichtungen zurück. Die Oppositionsführung überließ er Dr. Nevermann, der dann die Neuwahl eindrucksvoll für ihn gewann.

Man sieht darum noch nicht recht, wie das wohl werden soll mit dem endgültigen Rücktritt, denn Altersbeschwerden kann man dem kerngesunden Einundsiebziger kaum glaubwürdig unterstellen. Sein ungewöhnliches Vorgehen gegen den derzeitigen Bausenator Dr. Nevermann (Brauer hatte im „Vorwärts“ den seit langem vorbereiteten Plan von Stadtautobahnen als „Aprilscherz“ und seine Initiatoren, darunter Dr. Nevermann, als „Plänenmacher“ bezeichnet), eine für Brauer typische Impulsiv-Aktion, ist von der Opposition als Anzeichen einer tiefreichenden Senatskrise ausgebaut worden. „Für diesen mutwillig vom Zaun gebrochenen Skandal“, so schrieben die Hamburger Christlichen Demokraten in ihrem Monatsblatt, „gibt es keinen anderen Grund als die Torschlußpanik des Alternden, der die jüngeren Rivalen zurückdrängen will.“ Wie dem auch sei, politische Beobachter in Hamburg rücken sich nach diesem Vorspiel noch interessiert und halbbelustigt auf ihren Parketsitzen zurecht in Erwartung des nächsten Auftritts in diesem Drama, das man stilgerecht nur auf plattdeutsch betiteln kann: „De Borgermeester un sin never Mann“.

Im Teu es Faune gekritzelt

gekritzelt

41

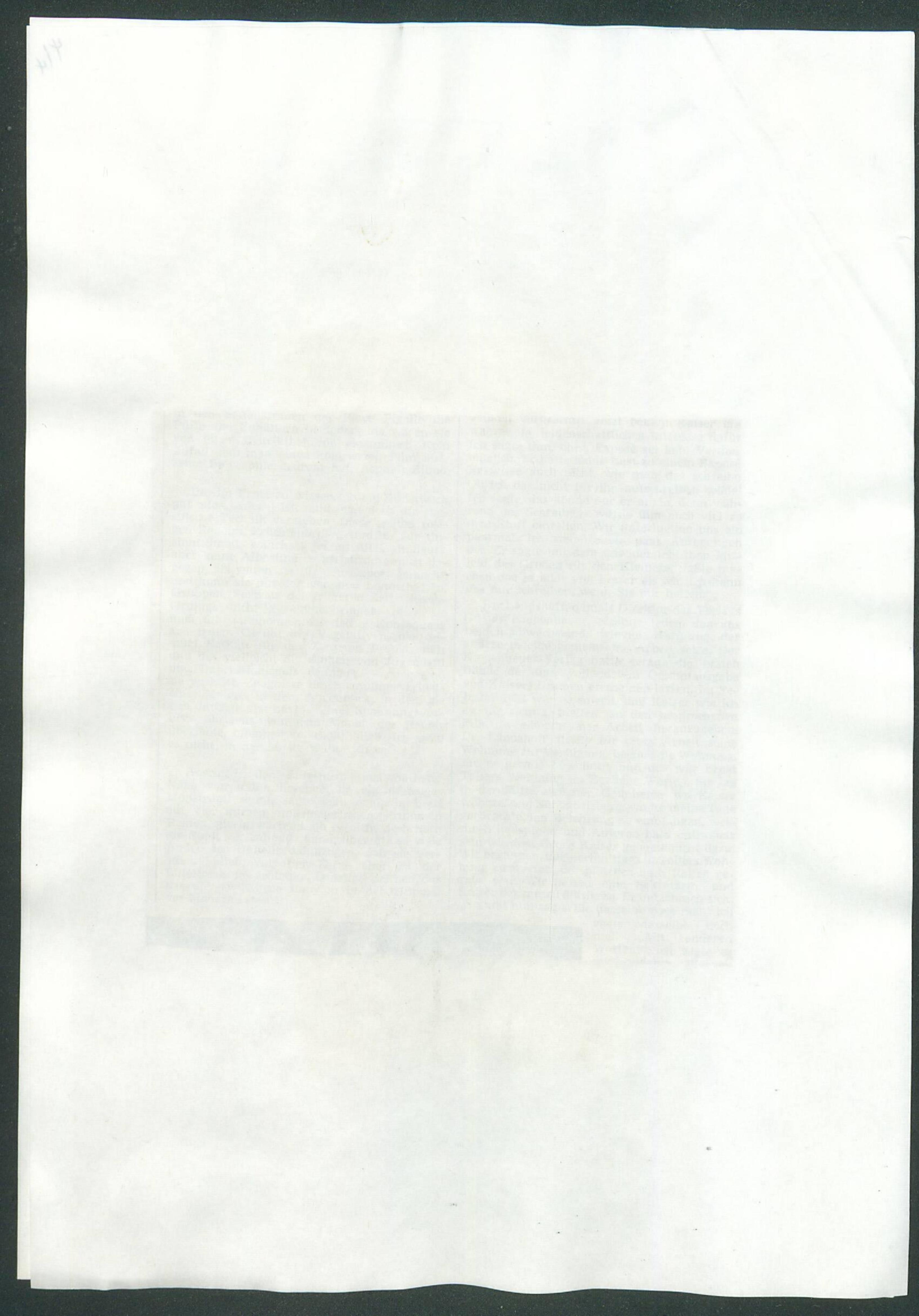
41411

28.12.67 8



MAX BRAUER

FOTO: FPA



1. 7. 1951

Regierungsdirektor Falck im Ruhestand

Am 1. Juli dieses Jahres tritt Regierungsdirektor Richard Falck vom Regierungspräsidium Rheinhessen wegen Erreichung der Altersgrenze in den Ruhestand. Mit ihm scheidet ein Beamter aus dem Staatsdienst, dem es vergönnt war, fast 40 Jahre - mit einer kurzen Unterbrechung - seine dienstliche Laufbahn in Mainz zu verbringen. Aus einer alten angesehenen Mainzer Familie stammend, wurde Regierungsdirektor Falck als Regierungsassessor, Kreisamtmann und Regierungsrat bei der Provinzialdirektion Rheinhessen und dem Kreisamt Mainz in verschiedenen Referaten verwandt, bis er im Jahre 1929 als Oberregierungsrat mit der Leitung des Mainzer Universitätsfonds betraut wurde. Als solcher hat er diesen aus der kurfürstlichen Zeit stammenden Fonds, der im wesentlichen aus landwirtschaftlichem Grundbesitz in zahlreichen Gemeinden der Provinz Rheinhessen bestand, durch mancherlei Fährnisse über das Dritte Reich hinübergereitet, so daß der Fonds nach Wiedererrichtung der Mainzer Universität wieder seiner ursprünglichen Zweckbestimmung zugeführt werden konnte. Besondere Verdienste erwarb sich Falck in enger Zusammenarbeit mit dem kürzlich verstorbenen Oberförstmeister Thum um die Erhaltung des Lennebergwaldes.

Nach einer zweijährigen Tätigkeit in der Finanzabteilung der hessischen Landesregierung in Darmstadt erhielt er im Jahre 1945 von dem damaligen Oberregierungspräsidium Mittelrhein-Saar den Auftrag, das neuerrichtete Regierungspräsidium Rheinhessen zu organisieren. Zum leitenden Regierungsdirektor und Vertreter des Regierungspräsidenten ernannt, galt in den Jahren nach dem Zusammenbruch sein unermüdliches Streben der Organisation und dem Aufbau des Regierungspräsidiums, wobei ihm nicht nur seine reiche Verwaltungserfahrung, sondern auch seine genaue Kenntnis von Land und Leuten und von der Geschichte seiner geliebten engeren Heimat zustatten kam. Von einer hohen Pflichtauffassung getragen, war er seinen Untergebenen, an die er die gleich strengen Anforderungen wie an sich selbst stellte, ein gerechter und stets hilfsbereiter Vorgesetzter.

Neben seiner dienstlichen Tätigkeit widmete er sich viele Jahrzehnte ehrenamtlich dem Dienst des Mainzer Roten Kreuzes. So sieht man diesen verdienten Beamten, der die Ideale des guten alten Berufsbeamtentums in sich verkörperte, nur mit großem Bedauern aus seinem Amte scheiden. Möge es ihm, der noch über eine ungebrochene Tat- und Arbeitskraft verfügt, vergönnt sein, sich noch viele Jahre dem Wohl seiner geliebten Vaterstadt und seiner gesegneten engeren Heimat widmen zu können.

Janet - don't
forget to mail my report at 100.

John 12 August 1951

Mr. I 47

Seite 2

Wie Max Warburg sich von Hamburg verabschiedete . . . / Hapag-Bankett 1934

Anlässlich des Ablebens des wahrhaft königlichen Kaufmanns in der Fremde legen wir diesen Kranz in Ehrfurcht nieder:

In der englischen und amerikanischen Presse erschien im Jahre 1934 ein Bericht über einen sensationellen Vorgang, der sich auf einem Bankett, das zu Ehren von Max M. Warburg von der Direktion der Hamburg-Amerika-Linie gegeben wurde, abgespielt hat. Offenbar auf höheren Druck mußte sich die Direktion dieser Gesellschaft, die das eigentliche Lebenswerk des Juden Ballin ist, und für die auch Max Warburg Unvergängliches geleistet hat, wohl oder übel entschließen, das bisherige Mitglied des Aufsichtsrats Max Warburg „auszuschiffen“. Um ihm aber die Pille zu versüßen und auch wohl um den mit Recht befürchteten schlechten Eindruck im Ausland abzuschwächen, verfiel man auf den Gedanken, ein „Festbankett“ zu Ehren des Ausscheidenden zu veranstalten, an dem Warburg manche Lobreden zugesetzt waren. Max Warburg bewies aber auch in dieser Situation eigene Initiative und persönlichen Mut.

Das Bankett fand statt. Alle Spitzen der Hamburger Behörden, der Wirtschaft und der Schiffahrt waren versammelt. Gleich zu Beginn des Banketts erhob sich aber ganz regelwidrig der Senior des Hauses M. M. Warburg & Co. vor der glänzenden Festtafel und bat um das Wort, und während ein feines Lächeln seinen Mund umspielte, sprach der bekannte Bankier also:

„Meine Herren! Wenn ich mich hier in diesem Kreise umsehe, so finde ich — verzeihen Sie — kein Gesicht eines Mannes, der für die deutsche Schiffahrt etwas Entscheidendes geleistet hätte. Die große und mächtige deutsche Schiffahrt ist vornehmlich das

Werk zweier Juden. Der eine ist der verstorbene Albert Ballin, der andere ist der Mann, der die Ehre hat, vor Ihnen zu stehen. Es ist sonst nicht meine Art, von mir selber zu sprechen, aber ich weiß, daß Sie mir etwas sagen wollen und sich vielleicht nur genieren, erlauben Sie mir, Ihnen etwas nachzuholen.“

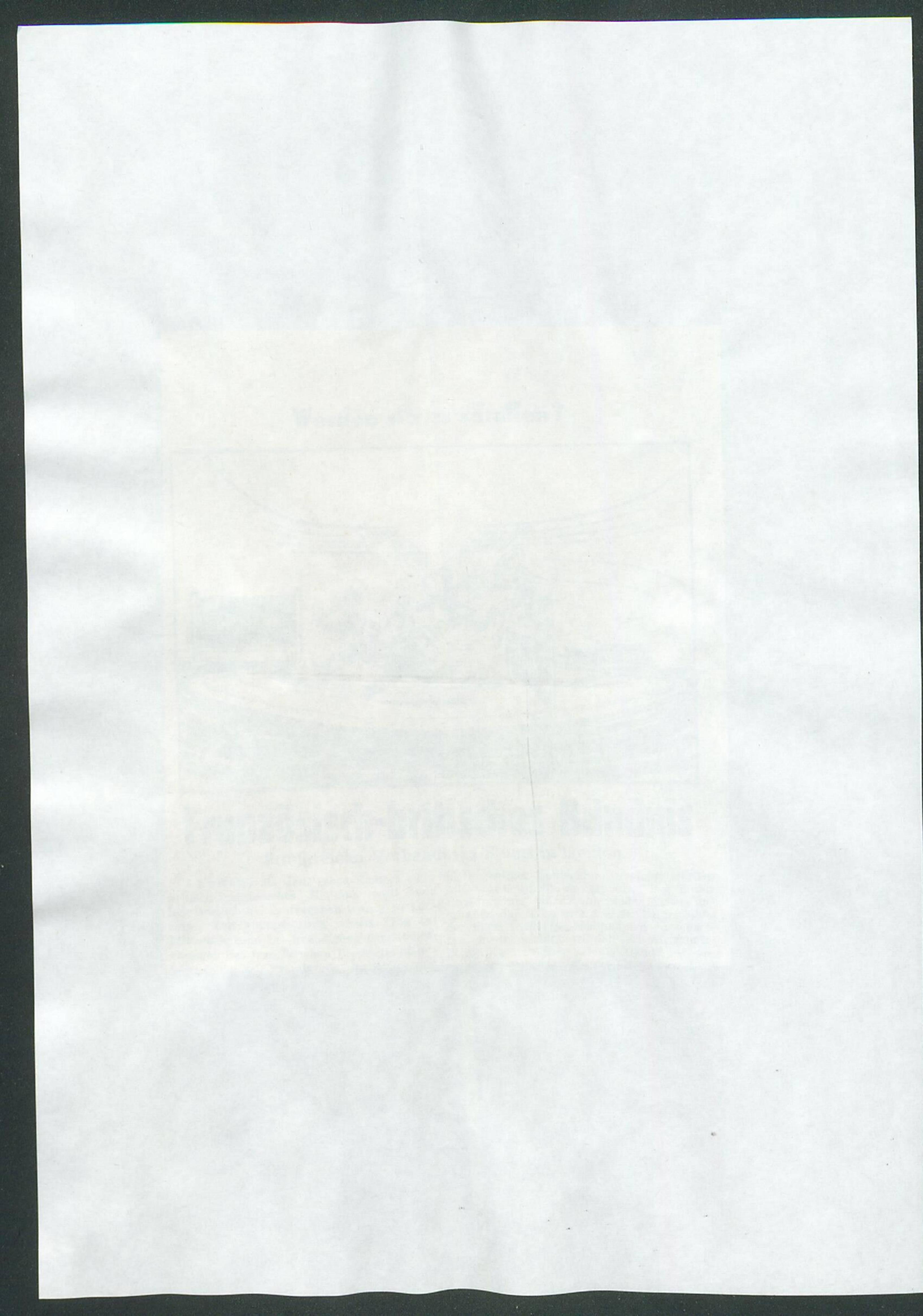
Und nach einer kleinen Pause fuhr Max Warburg, während die Gesichter ringsum mehr und mehr erstarrten, fort:

„Wenn Sie an meiner Stelle ständen und ich auf Ihrem Platze, dann würde ich folgendes sagen: „Mein lieber Herr Warburg! Es fällt uns schwer, von Ihnen scheiden zu müssen, von einem Manne, der zusammen mit dem seligen Albert Ballin unsere Gesellschaft geschaffen und groß gemacht hat. Es fällt uns schwer, in Ihrer Person einen Bürger zu verlieren, der seinem Vaterland während des Krieges so große Dienste geleistet hat. Schließlich können wir auch nicht vergessen, daß nach dem Ausgang des unglücklichen Krieges Sie und kein anderer unsere Gesellschaft aus Trümmern wieder aufgebaut und mit Ihrem Gelde saniert haben. Und wenn wir, die neuen Leute hier, jetzt gezwungen sind, von Ihnen, dem altbewährten Mitarbeiter, uns zu trennen, so tragen wir die Schuld.“ Das würde ich sagen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre. Jetzt erlauben Sie mir aber, daß ich mich von Ihnen verabschiede, bis zum Wiedersehen, das heißt, bis zu jenem Tage, an dem Sie meiner wieder bedürfen werden!“

Sprachs, faltete seine Serviette, verneigte sich kühl und verließ erhobenen Hauptes den Saal. Wie das Bankett weiter verlief, darüber schweigt die Chronik.

In der gleichgeschalteten Presse verlautete damals kein Sterbenswörtchen über diese einzige Abfuhr . . .

-ebo-

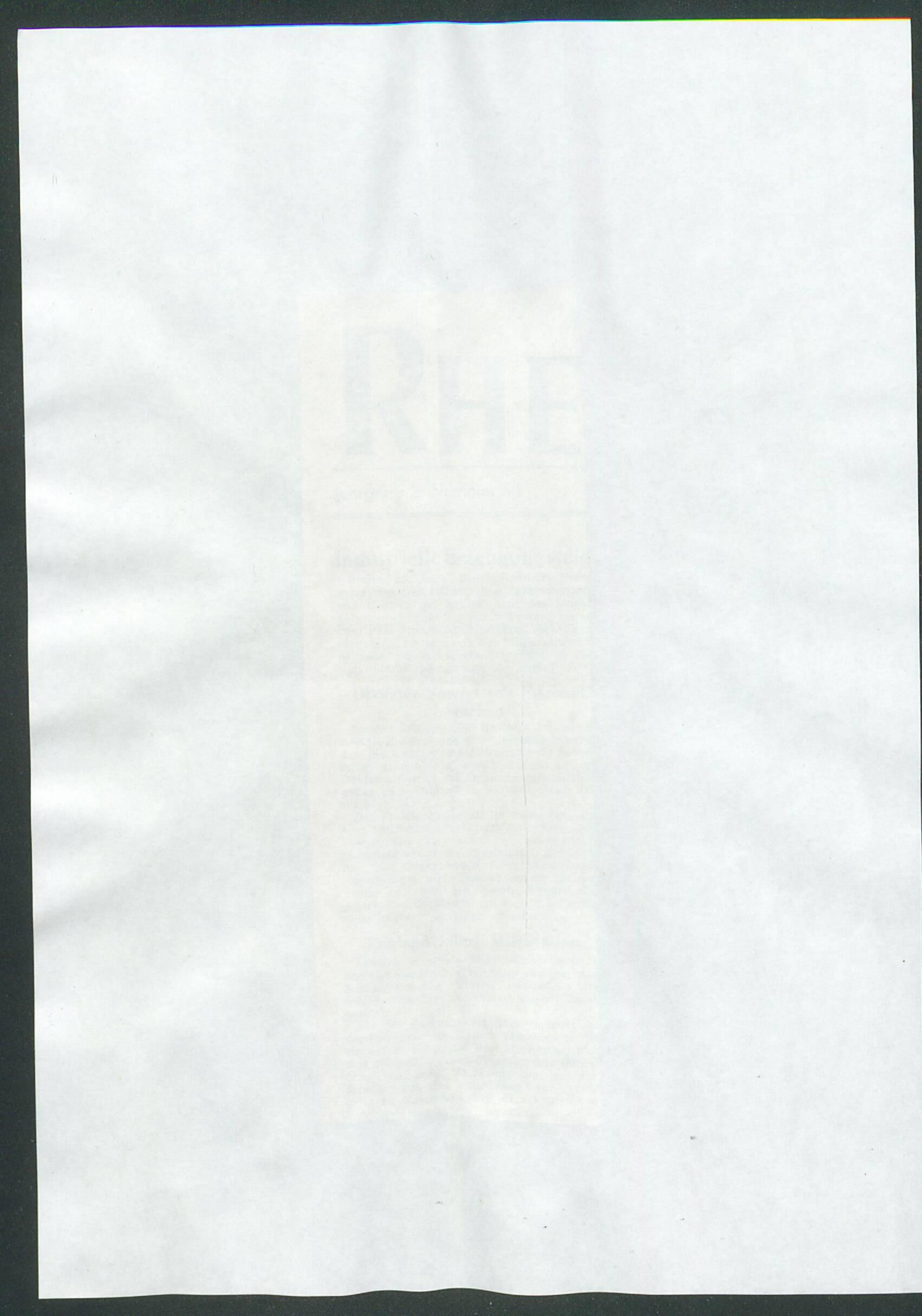


Donnerstag, 27. Juni 1946

Im Spiegel der R.N.Z.

Wilhelm Külz

H.F. — Im Februar dieses Jahres wurde Dr. Wilhelm Külz zum Vorsitzenden der Liberal-demokratischen Partei Deutschlands gewählt. Im Jahr 1875 geboren, aus einer evangelischen Pfarrersfamilie stammend, wandte sich Külz nach Beendigung des juristischen Studiums der kommunalen Laufbahn zu. Ueber Bükkburg—Windhuk—Zittau bis zum Oberbürgermeisteramt in Dresden gelangt, war er seit 1919 als demokratischer Abgeordneter tätig. Während seiner kurzen Amtstätigkeit als Reichsinnenminister im Jahre 1926 blieb es ihm vorbehalten, zum Schöpfer des Gesetzes gegen „Schmutz und Schund“ zu werden, eines der umstrittensten Gesetze der Nachkriegszeit, gegen das sich damals die freigesinten Kreise in Deutschland nachdrücklich zur Wehr setzten. Dann wurde Külz Deutschlands Vertreter im Völkerbund und Vorsitzender der großen internationalen Staatenkonferenz zur Begründung des Welthilfsverbandes. Zum März 1933 wurde Dr. Külz zwangsläufig von seinem Amt als Oberbürgermeister von Dresden entfernt und wegen „nationaler Unzuverlässigkeit“ entlassen. Verhaftungen und politische Verfolgung haben ihn nicht daran gehindert, seine politische Arbeit fortzusetzen und das Werk vorzubereiten, an dessen Ausführung er heute wieder arbeitet. Er gilt als ein Mitbegründer der Liberal-demokratischen Partei und ist heute Herausgeber der demokratischen Tageszeitung „Der Morgen“ in Berlin. Die Demokratie bedeutet für Külz eine große gleichberechtigte Gemeinsamkeit, deren Existenz dadurch gegeben und gesichert ist, daß alle Staatsgewalt vom Volk aus geht. Auf dem ersten Parteikongreß im Mai 1946 setzte sich Külz nachdrücklichst für die Errichtung eines einzigen Deutschlands ein, ohne daß der Aufbau einer Demokratie zum Scheitern verurteilt wäre. Wie weit sich die Demokratische Volkspartei in Süddeutschland in allen Punkten mit dem Parteiprogramm, das durch Dr. Külz ausgesprochen wurde, identifizieren wird, bleibt abzuwarten. In Berlin zumindest steht die Liberal-demokratische Partei als wesentliches Glied in der Reihe der vier antifaschistischen Parteien und hat auch für die sowjetrussische Besatzungszone die notwendige Bewegungsfreiheit zugesichert bekommen, die unerlässlich ist, damit aus einer Diskussion zwischen den Parteien der demokratische Weg für die Zukunft gewährleistet bleibt.



~~Ein Nürnberger Staatsanwalt~~

Die zwei Leben des Dr. Robert Kempner

Vor mir sitzt ein Mann, mit dem ich in frühen Jahren Tag für Tag zusammengewesen bin. Er ist jetzt 46 Jahre alt, aber hat sich in den Jahren, die wir einander nicht gesehen haben, kaum verändert: er ist jung geblieben, jung und beweglich fast wie ein Student im ersten Semester, bescheiden und unauffällig in seinem Erscheinungsbild. Man könnte ihn für unbedeutend halten, wenn nicht der Ausdruck seiner raschen Augen, Geist und Klugheit, vielseitiges Interesse und scharfes Urteil verraten. Das Schicksal hat ihm, wie so vielen anderen, jahrelang bei mitgespielt: es hat ihn seiner einstigen Heimat beraubt, hart in das Glück seiner Familie eingegriffen, seine hoffnungsvolle Laufbahn jäh unterbrochen, ihn auf die Wanderschaft durch viele Länder geschickt, ehe es ihm erlaubte, ein freier Mann im freien Lande zu werden. In kurzen Zügen seien hier sein Vier und seine gegenwärtige Rolle mitgeteilt.

„So glauben wir gezeigt zu haben, daß Frick der Hauptverschwörer war von 1923, bis die verbündeten Armeen den Widerstand der Wehrmacht zerbrachen. Fricks Schuld beruht auf seinen eigenen Taten und auf den Taten seiner Mitangeklagten, für die er nach dem Attentat mitverantwortlich ist. Dies beendet unsere Verlegung der Anklage gegen den Angeklagten Frick... Für die Anklage...“ Mit diesen Worten schloß die Anklage gegen den ehemaligen Reichsinnenminister Dr. Wilhelm Frick, wie sie dem Nürnberger Internationalen Militärgerichtshof etwa zwei Wochen vorgetragen worden ist.

Vertreter heißt Robert M. W. Kempner. Er ist derselbe Mann, der Staatsanwalt bei der amerikanischen Angehörige, der die Tage in der Aula der Heidelberger Universität vor 500 Studenten über „Die Rechtsgrundlage der Kriegsverbrecherprozesse“ sprach, hier nicht als Oberstaatsanwalt, sondern in seiner Eigenschaft als Professor der Universität Philadelphia. Dr. Robert Kempner ist damit der erste amerikanische Wissenschaftler, der sich nach Beendigung des Krieges mit einer akademischen Vorlesung an deutsche Studenten gewandt hat. „Durch diesen Vortrag“, so erklärte einleitend der Dekan der juristischen Fakultät in Heidelberg, Professor Dr. Gustav Radbruch, „werden zum erstenmal wieder internationale Rechtsbeziehungen angebahnt.“

Robert M. W. Kempners Laufbahn ist symptomatisch für unsere Zeit und besonders interessant für die deutsche Bevölkerung, der jetzt sein Name aus den Zeitungsberichten geläufig wird. Seit wann beschäftigt dieser noch junge amerikanische Oberstaatsanwalt, der die Anklagen gegen die einzelnen Angeklagten des Nürnberger Prozesses vorbereitet, sich mit den Fragen, die jetzt der Prozeß der gesamten Weltöffentlichkeit zugänglich macht? Die Antwort wird viele Zeitungsleser von heute überraschen, und manch einem, dem die demokratische Presse der Vorhitlerjahre noch geläufig ist, die Erinnerung an längst verhallte Polemiken wieder wachrufen: Kempner beschäftigt sich mit nationalsozialistischem Gangstertum und seiner Unschädlichkeitmachung seit den Tagen, in denen er als Oberregierungsrat im Preußischen Innenministerium seine Warnrufe gegen die Nazis in zahllosen Eingaben an seine vorgesetzten Behörden und in ebenso zahllosen Aufsätzen in der „Vossischen Zeitung“ in Berlin veröffentlichte. Das war im Jahre 1930. Damals empfahl der 31jährige Jurist die „sofortige Strafverfolgung Hitlers für versuchten Hochverrat und die Auflösung der SA.“ Er erklärte

öffentlicht, daß die Nationalsozialisten die Schaffung einer revolutionären Massenbewegung planten, der die gewaltsame Machtausübung und die Errichtung eines „Dritten Reiches“ folgen soll. Warnung und Voraussage haben die kommenden Ereignisse nicht abwenden können: im Jahre 1930 gab es in Deutschland viele, die an den Ernst der nationalsozialistischen Pläne nicht glauben wollten; andere, die schon damals die Republik für zu schwach hielten, um sich diesen Plänen wirksam zu widersetzen; und endlich die große Zahl derjenigen, die es vorzogen, sich auf den Anschluß an die kommenden Machthaber vorzubereiten. So blieb auch ein weiterer Appell, Hitler unter Anklage zu stellen, ein Appell, der dieses Mal an den deutschen Reichsanwalt gerichtet war, erfolglos.

Als die Nationalsozialisten 1933 ans Ruder kamen, wurde Kempner seines Amtes entthoben. Derselbe Dr. Frick, der sich ihm heute als Angeklagter gegenüberstellt, betrieb und erwirkte seine Ausbürgerung. Am 25. März 1935 veröffentlichten die Schweizer Blätter folgende Mitteilung: „Dr. Robert Maximilian Wasilii Kempner, der ehemalige Rechtsberater der preußischen Polizei bis zum Jahre 1933, ist von der Gestapo als ein Feind der Hitlerregierung hingerichtet worden.“ Diese Meldung

beruhte auf einer irrtümlichen Information. Nach einer Haftperiode im „Columbia-Haus“ in Berlin flüchtete Kempner nach Italien, wo er sich in Florenz als Universitätslehrer betätigte. Die Gedankengänge, die er vertrat, „entsprachen nicht der faschistischen Ideologie“, und so wurde Kempner wiederum verhaftet, nachdem Hitlers Italienbesuch die Achsenfreundschaft begründet hatten. Wieder entkam er den Haschern — dieses Mal nach Frankreich.

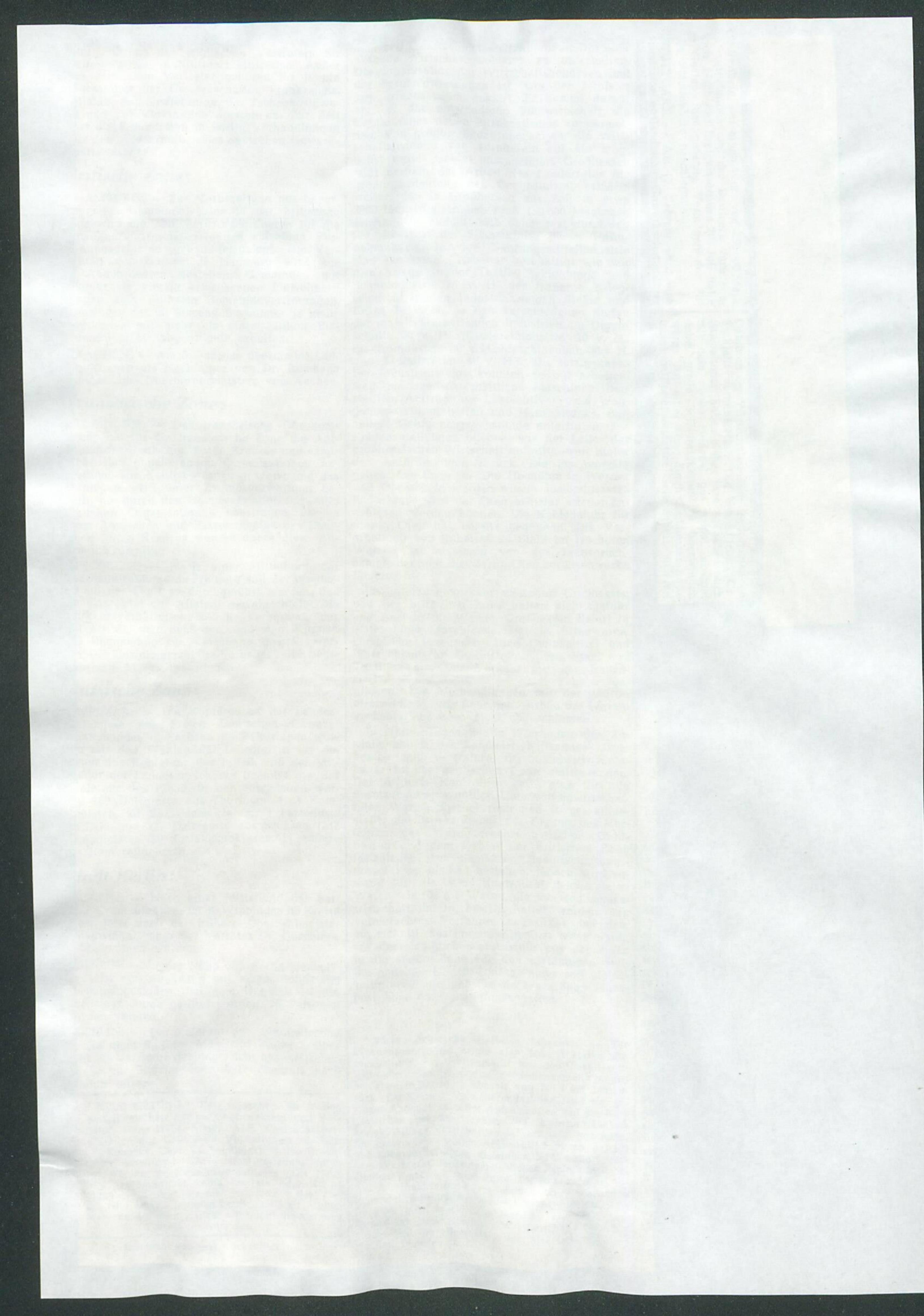
Kempners „zweites Leben“, wie er es nennt, begann am 1. September 1939, dem Tage, an dem der zweite Weltkrieg ausbrach. An diesem

Tage erreichte der ehemalige preußische Oberregierungsrat die Vereinigten Staaten. Seine Kenntnis der europäischen Polizeiorganisationen, der Verwaltungsapparate, der Justiz und des Verfassungswesens erwies sich in der Durchführung der militärischen Maßnahmen ebenso wie bei der Vorbereitung der Wiederaufbaumaßnahmen, die in Europa nach dem Ende des Krieges ergriffen werden mußten, als von unschätzbarem Wert. Das gleiche gilt von den nationalsozialistischen Spionagefällen in den Vereinigten Staaten, in denen Kempner als Vertreter der amerikanischen Regierung gegen Friedrich Ernst Auhagen, Georg Silvester Viereck und Pastor Kurt B. Molzahn aufgetreten ist.

Kempner hat eine Reihe von Büchern veröffentlicht, darunter einige über die preußische Polizeiverwaltung, über das deutsche Anmeldesystem, über das internationale Netz der Gestapo. Unter den zahlreichen Artikeln, die er in der amerikanischen Presse hat erscheinen lassen, verdient hervorgehoben zu werden „Pennsylvaniens Mission in Preußen“. Kempner erklärt hier, daß für das Europa der Nachkriegszeit neue Verwaltungsfachleute ausgebildet werden müßten, die aus allen Klassen und Gegenden in Europa für eine internationale Karriere zu rekrutieren seien. Solange diese Verwaltungsfachleute nicht zur Verfügung stünden, müßte eine Zwischenlösung gefunden werden: „Es genügt nicht, Armeen, Krankenschwestern und Feldküchen nach Europa zu schicken. Amerikanische Verwaltungspioniere müssen folgen, die die ordnungsgemäßige Verwaltung der befreiten Länder garantieren.“



Dr. Robert Kempner



Korps Kirchner 91 sowjetische Kampfwagen.

Wegen Feigheit erschossen

Der zweite Bürgermeister von Breslau

1945
Breslau, 30. 1.

Auf Befehl des Gauleiters von Niederschlesien, Hanke, wurde der zweite Bürgermeister von Breslau, Ministerialrat Dr. Spielhagen, wegen Feigheit von einem Kommando des Volkssturms vor dem Denkmal Friedrichs des Großen am Breslauer Rathaus standrechtlich erschossen. In einer Bekanntmachung, die in allen schlesischen Zeitungen veröffentlicht wurde, gibt Gauleiter Hanke die Gründe der Erschießung des Ministerialrats Dr. Spielhagen bekannt, der ohne Befehl die Stadt Breslau und seinen Posten verlassen wollte, um sich anderswo eine neue Beschäftigung zu suchen. Die Erklärung des Gauleiters schließt mit den Worten: „Wer den Tod in Ehren fürchtet, stirbt ihn in Schande.“



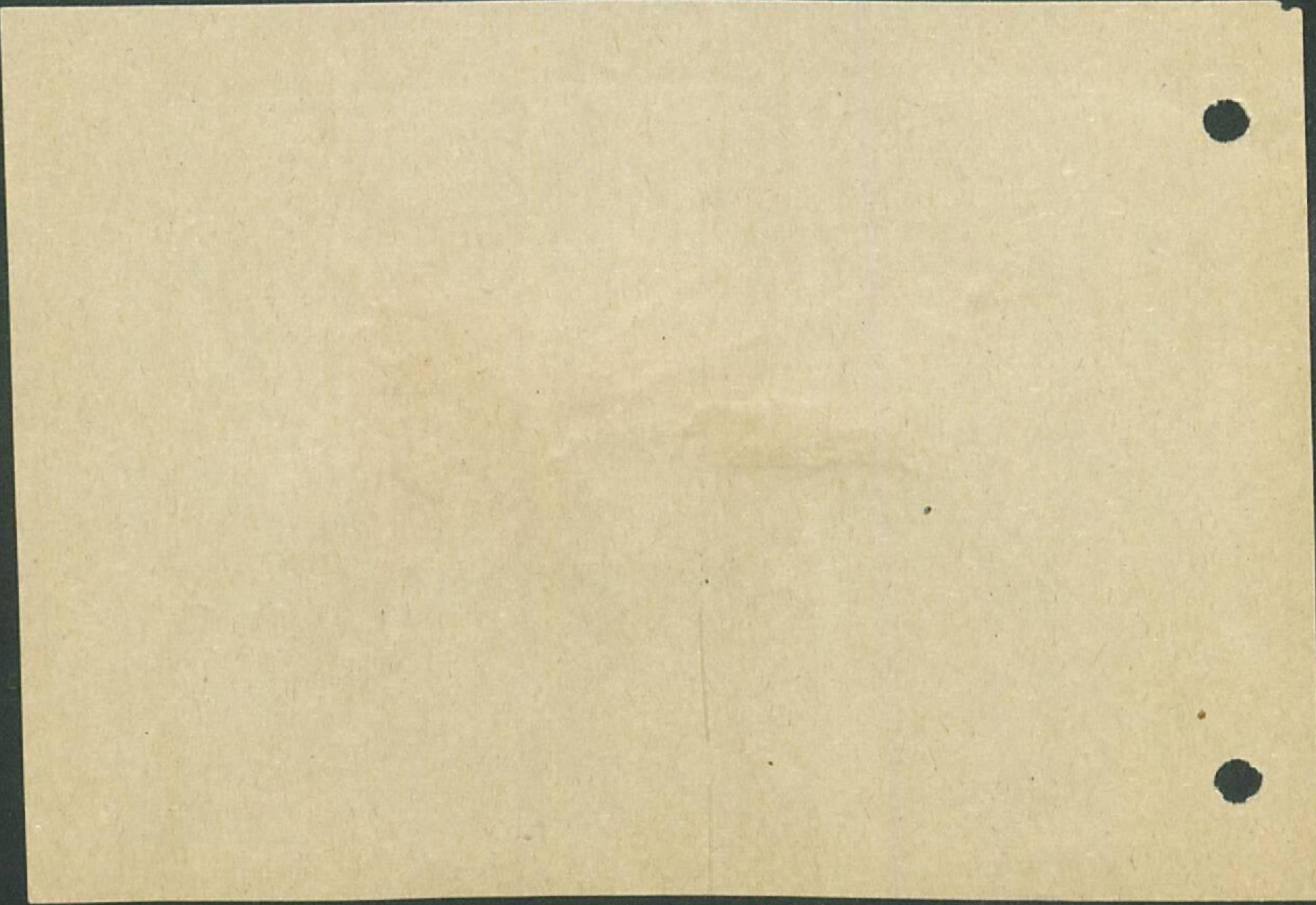
Am 15. Januar 1944 starb in Wies-
neck im Schwarzwald nach langem,
schwerem Leiden

Dr. Gerda Feldner
(ebem. Leiterin d. Hambg. Gesell-
schaft f. Wohltätigkeit)

Frau Wilhelmine Dürr, als Tante,
z. Z. Unterholzing über Landshut
(Bayern).

Für die Freunde: Margarete Sie-
gert; Evakalrin Sieveking.

Auf Wunsch der Verstorbenen fand
die Einäscherung im engeren Freun-
deskreis in Freiburg (Breisgau) statt.



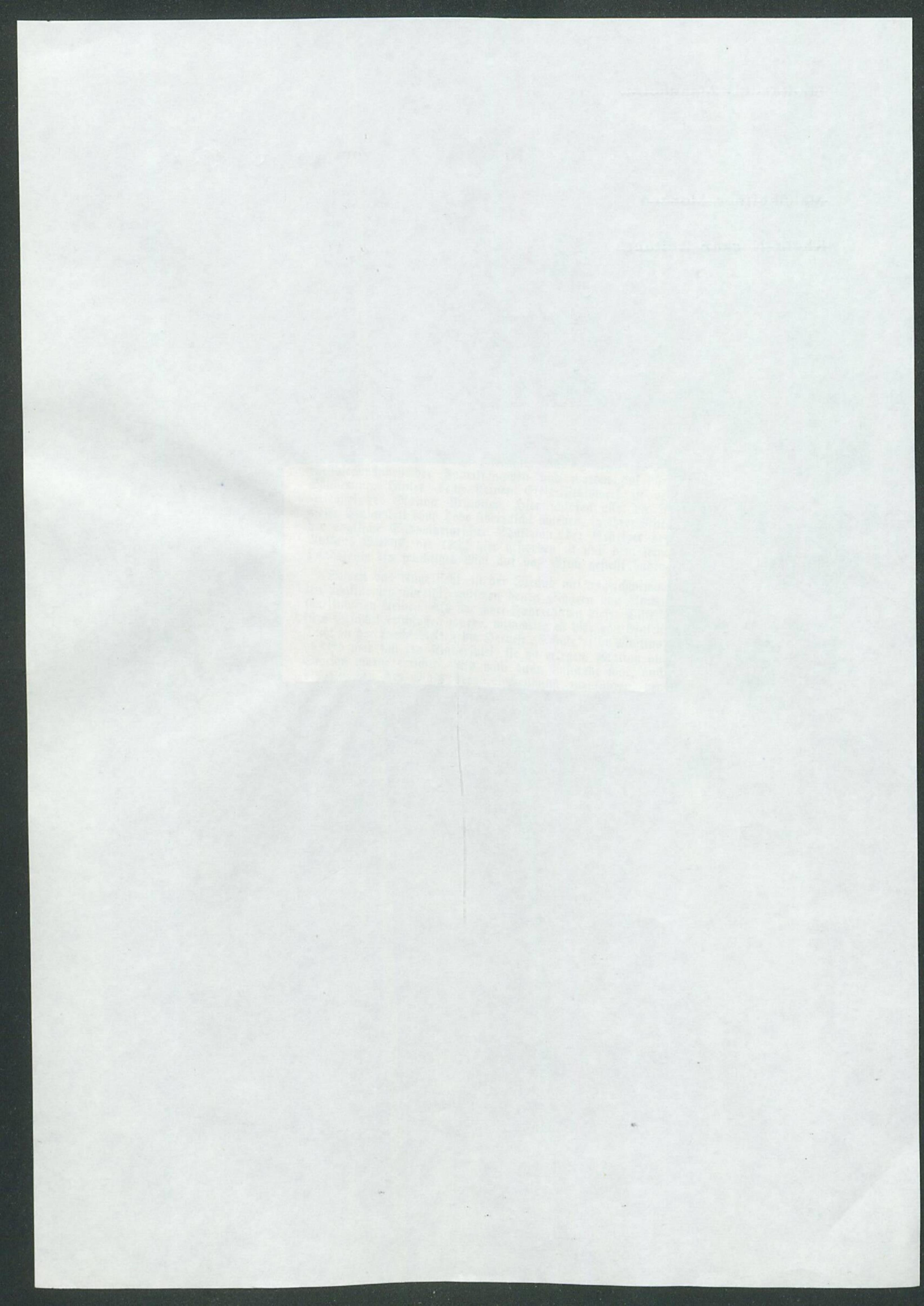
Nr.

vom [26.] 3. 1938

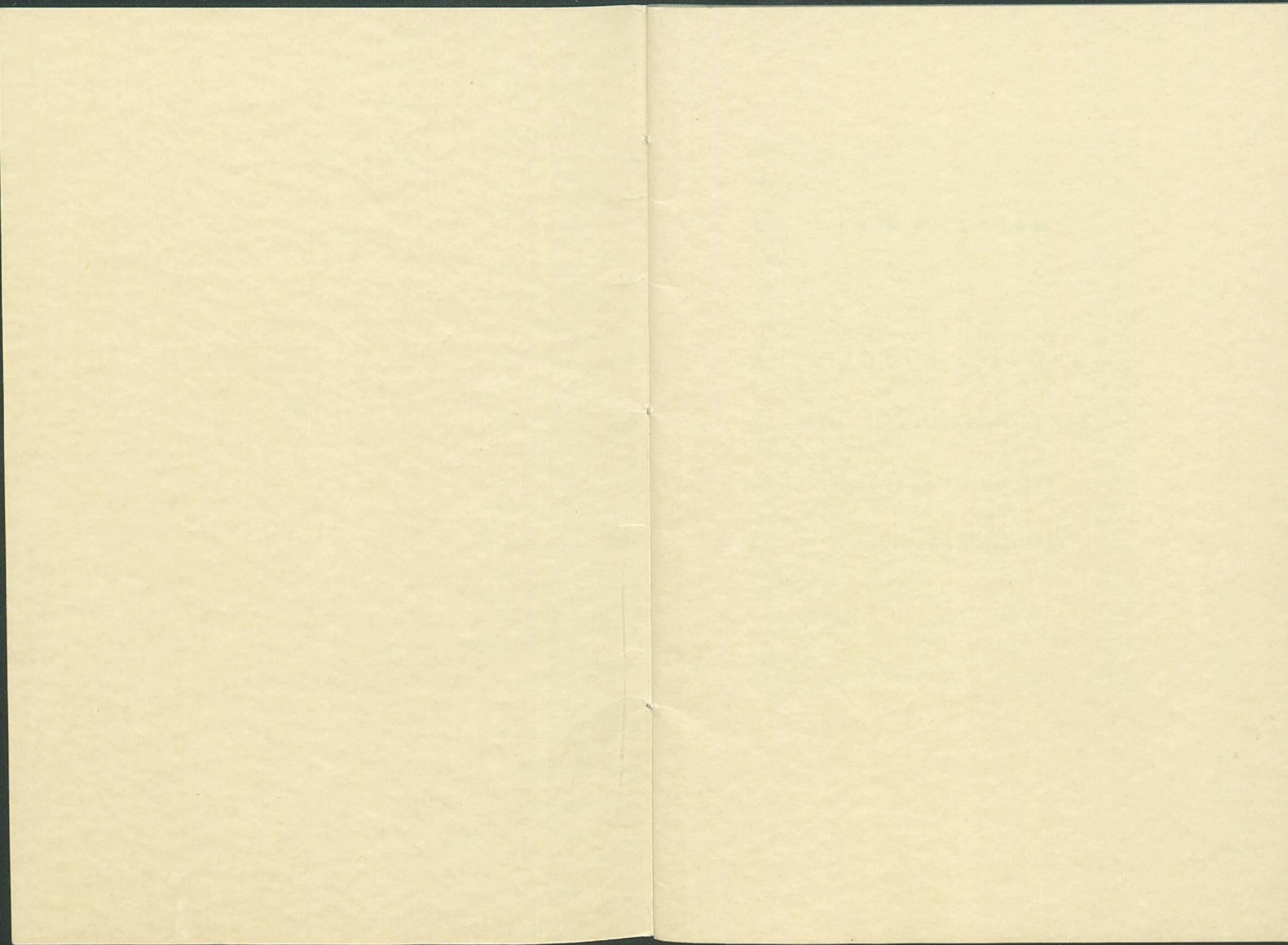
Mannheimer Morgen

Rhein-Neckar-Zeitung





Mr. Green Siccus,
Rutherford.



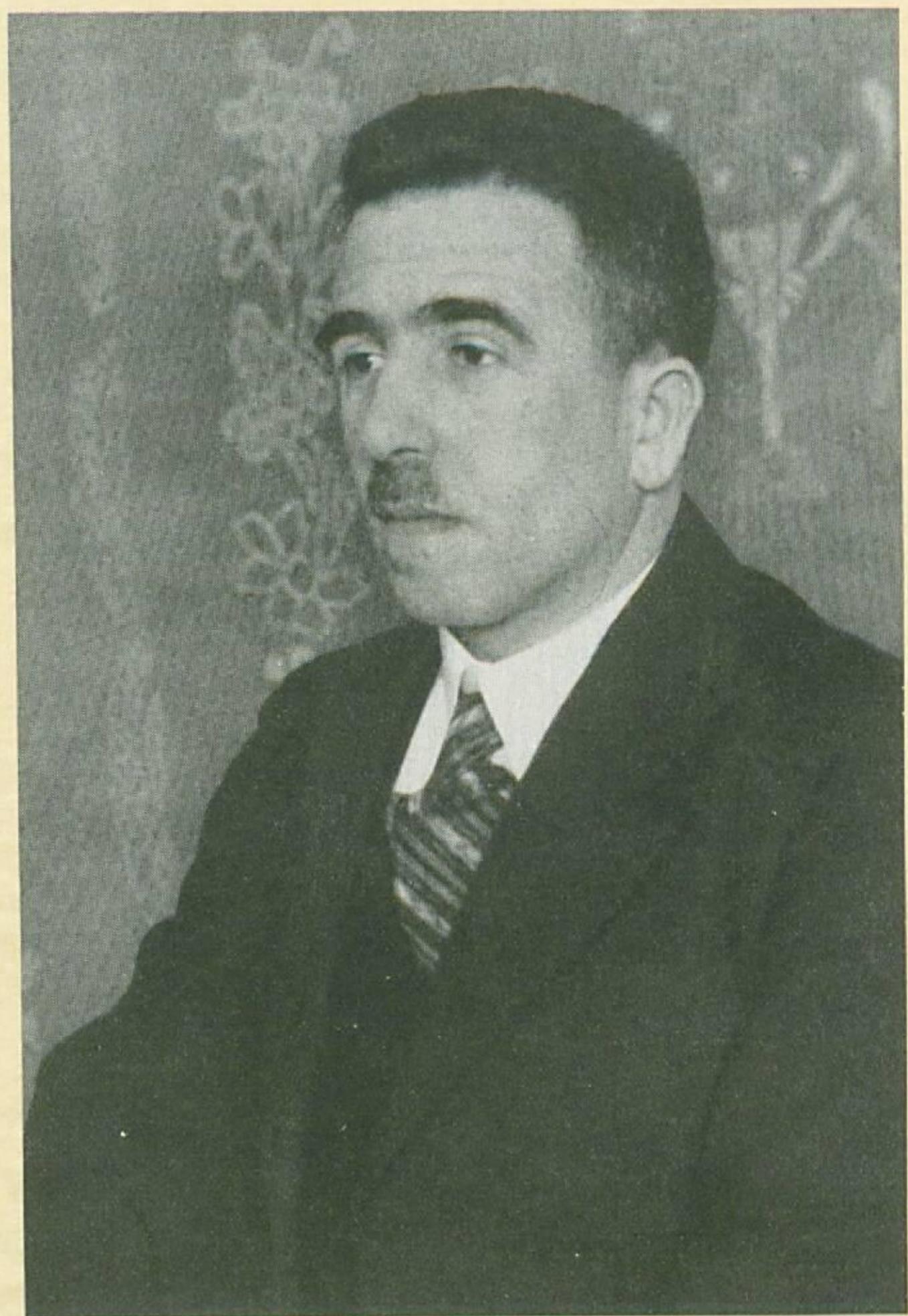
I N M E M O R I A M

W I L H E L M S P I E G E L

Rechtsanwalt und Notar in Kiel

geboren am 22. Juni 1876

gestorben am 12. März 1933



Geboren in Gelsenkirchen
am 22. Juni 1876.

Studium in München, Berlin, Bonn und Kiel.

Am 16. Januar 1905
Niederlassung als Rechtsanwalt in Kiel.

Am 2. August 1906
Vermählung mit Emma Loeb, den Haag.

Von 1911 bis 1933
Stadtverordneter in Kiel.

August 1914 bis Dezember 1915
als Seesoldat in Flandern.

1916 bis November 1918
in Wloclawek in Polen.

Am 20. November 1920
Ernennung zum preußischen Notar.

Im März 1920
Mitglied des engeren Beirats des Gouverneurs
gegen den Kapp-Putsch.

1918 bis 1922
Stadtverordnetenvorsteher in Kiel.

1919 bis 1922
Mitglied des preußischen Staatsrates.

Am 12. März 1933
traf ihn eine meuchelmörderische Kugel.

Nachruf
des Herrn Otto Eggerstedt
Polizeipräsident z. D. — M. d. R.
anlässlich der Einäscherung
am 15. März 1933
in Kiel

In dieser Stunde, da wir zusammen gekommen sind, um Abschied zu nehmen von unserem Freunde Wilhelm Spiegel, ersteht vor unserem geistigen Auge noch einmal klar und eindrucksvoll die reiche Persönlichkeit, als die wir ihn kennen gelernt, mit der wir ein Stück Wegs gemeinsam gehen, gemeinsam suchen durften.

Er war kein Rufer im Streit, kein Schürer der Leidenschaften — er war einer der Stillen im Lande — einer, der selbstlos und treu seine Pflicht tat, wohin ihn das Schicksal stellte.

Er war Vermittler seinem Wesen, seiner Veranlagung nach; dieser Wesenszug setzte sich durch bei ihm, wo immer er stand; er führte ihn früh — schon in der Vorkriegszeit — an die Seite der aufstehenden Arbeiterschaft. Er schuf aus ihm den idealen Stadtverordnetenvorsteher, als der er lange Jahre für unsere Vaterstadt wirkte; und er durchdrang ihn in seinem Beruf als Rechtsanwalt.

Wer ihn nicht näher kannte, mochte ihn, den ewig beherrschten, für kühl, ja für kalt halten. Wer ihm näher trat wußte, daß diese Ruhe erkämpfte Selbstbeherrschung war. Und wer ihn erleben durfte in kritischen Zeiten, der spürte wie stark ein heißes Herz in ihm schlug.

So lernten wir ihn kennen und schätzen in gemeinsamer Arbeit der ruhigen Zeiten. So zeigte er sich uns auch während der Kapp-Tage, wo er furchtlos und treu den Weg zu all den willkürlich Verhafteten fand.

Ob Heller — ob Radbruch — oder G. Garbe, keiner blieb ohne seinen Besuch, keiner ohne seinen Rat, seine Hilfe.

Und gerade in diesen Tagen, lieber Wilhelm Spiegel, kehren unsere Gedanken oft zurück in jene Jahre, und wir spüren schmerzlich die Lücke, die Dein Tod bei uns hinterlassen.

Und als die Reaktion in jenen Kapp-Tagen zusammenbrach, da ging er allein durch Drahtverhaue und durch die Posten der Zeitfreiwilligen in die Marine-Akademie zu Herrn von Levetzow, dem militärischen Befehlshaber. Er ging nicht als Triumphierender — er ging als Ratender, als Vermittler; seine ganze Sorge war Blutvergießen zu verhüten.

Nie kannte er Rücksicht auf sich — nie persönliche Furcht; und gerade weil ihm mit seinem geraden Charakter jede Feigheit, jede Heimtücke fremd war, mußte er diesen Tod finden. Gerade deshalb konnte eine sinnlose Kugel dies reiche Leben zerstören.

Wir wissen, es liegt nicht im Sinne unseres Freundes, wenn wir in dieser Stunde von Vergeltung reden. Aber die Wunden dieser Zeit sind zu tief, als daß wir sie je vergessen könnten!

Und heute stehen wir nun zum letzten Mal um Dich versammelt, Wilhelm Spiegel und mit uns die Gefährtin Deines Lebens, auch Deine Tochter, Deine Söhne. Und jetzt, da für sie die schwerste Stunde gekommen ist, stehen wir vielen arm und ratlos vor ihnen. Wir, die wir so viel von Dir empfangen, können nichts geben, nichts sein in dieser Stunde. Ihnen helfen, ihren Schmerz lindern kann nur die Zeit.

So läßt uns Abschied nehmen! „Selbstlos und treu“ das war unbewußt der Leitspruch Deines Lebens! Und diese Treue werden wir mit Treue vergelten — wir Arbeiter, wir Sozialisten, mit denen Du gekämpft hast. Die Erinnerung an Dich wird leben, solange uns noch ein Herz für die Freiheit schlägt! Und für die Freiheit werden in Deutschland Herzen schlagen bis sie wieder Gemeingut des ganzen Volkes geworden ist. Und wir werden sie dann als Erbe unseres Toten, als Erbe auch Deines Wirkens, besser zu werten und zu schützen wissen als bisher!

In diesem Sinne mögen sich die Fahnen, die Symbole unseres gemeinsamen Kampfes, noch einmal neigen, in diesem Sinne grüßen wir Dich noch einmal in tiefstem Schmerz. Und nun schlaf wohl!

Er ist ein guter Mensch gewesen — uns war er mehr.

Nachruf
des Herrn Rechtsanwalt Dr. Beyersdorff
anlässlich der Einäscherung
am 15. März 1933
in Kiel

Lassen Sie mich sprechen von dem Menschen, von dem es jetzt gilt Abschied zu nehmen, und der von uns genommen wurde an den Iden des März.

Liebe hochverehrte Frau und Ihr Kinder und Verwandte des Beklagten, in Eurem Herzen steht bereits das Denkmal Eures Gatten und Vaters, und ich kann keinen Stein hinzufügen und es nicht mehr verschönen. Ist doch das Lebenswerk des Entschlafenen emporgestiegen unter den Klängen der Liebe, sowie Homer erzählt vom Bau der Mauern Trojas, die aufstiegen unter den Saitenklängen Apolls.

Aber zu Ihnen, hochansehnliche Trauerversammlung, darf ich einige Worte sagen zum Gedächtnis des Entschlafenen. Wehren Sie es dem Freunde nicht, wenn er es wagt, an seiner Bahre zu sprechen. Diese Stunde gehört nicht dem Herkömmlichen, sie gehört dem tiefsten Menschlichen, das in unseren Herzen lebt und nur in aller Bescheidenheit trete ich hier an diesen Sarg.

Mit dem Tode legt uns der Schöpfer alles Seins ein Rätsel vor die Füße und hebt den Finger: Wer kann es raten? Und wer an diese Dinge denkt, dem klopft das Herz. Denn der Tod

ist der Anfang aller Philosophie: man grübelt und sinnt, und in einem Gespräch hierüber habe ich einmal gesagt: „An meinem Sarge soll Wilhelm Spiegel sprechen.“ Nun ist es anders gekommen, und ich stehe an dem Seinigen.

Wie sind wir zueinander gekommen? Aus zwei verschiedenen Lagern. Ich darf es Ihnen erzählen, wie ich ihn vor etwa 13 Jahren kennenlernte. Da, etwa 1920, war eine Bewegung in unserem Lande, eine völlig überparteiliche Volksbewegung. Sie wollte verhindern, das Unterseebootsoffiziere ausgeliefert würden. Es war unser Bestreben in diesem Bunde, auch die Arbeiterschaft für unsere Proteste zu gewinnen, und ich wußte nicht, wie das gelingen sollte, weil wir keine Verbindungen dorthin hatten. Aber eines Morgens kam eine Nachricht von Spiegel, den ich damals noch kaum kannte, in der er sich und seinen Einfluß für unsere Bewegung zur Verfügung stellte.

Und dann sah ich ihn wieder auf der Rednertribüne einige Jahre später in einer Versammlung aller Kreise Kiels zusammen mit dem Oberpräsidenten und dem Bischof der Landeskirche. Damals sollte, zu Beginn des Ruhrkampfes, Mut zum Durchhalten und Hoffnung auf einen guten Ausgang gestärkt werden,

und ich erinnere noch, wie der Entschlafene am Schlusse jedes Abschnittes seiner Rede den immer gespannter lauschenden Hörern die Worte Gottfried Kellers zurief: „Es wird schon gehen.“

„Es wird schon gehen“, ruft in den Lüften
die Lerche, die am früh'sten wach.

„Es wird schon gehen“, rollt in den Gräften
ein unterirdisch Wetter nach. — —

Es werden ihm keine Lerchen mehr singen und in seinem geliebten Garten am Forstweg wird er nicht mehr sehen, wie im Frühling die Blätter lustig grünen, und wie sie sich im leise singenden Sommerwinde wiegen lassen werden. Dort hat er immer wieder Erholung gesucht nach den langen aufreibenden Arbeitstagen unseres Berufes. Wie oft war ich bei ihm in seinem Garten und im Winter in seiner Häuslichkeit, in dieser edlen Gastlichkeit im Kreise der verehrten und lieben Seinen. Ich möchte ihm aus innerstem Herzen danken für all das dort Gehörte. Denn, was er dort sagte über Beruf, Politik, Vaterland und auch von der Menschheit, war getragen von edelstem Gerechtigkeitssinn, weitschauender Klugheit und höchster Sachlichkeit gegenüber Menschen und Dingen.

Und noch eins: Ich habe in einem langen Berufsleben viele Vorgesetzte gehabt. Keiner aber hat es so verstanden, als ich in gereiften Jahren als Referendar zu ihm kam, mich einzuführen wie er: in einer ganz einzigen Art, die niemals wehe tat. Und ich weiß, daß unsere treuen Angestellten dasselbe für sich bestätigen werden. — —

Wir bringen nun zur ewigen Ruhe diese reine Stirn, hinter der die hohen Gedanken keimten, und die nun ruht vom Denken und Mühen.

Wir müssen uns trennen von den tiefen und wahrhaften Augen, die uns geleuchtet haben, geleuchtet haben in letzter Zeit zuweilen durch einen Schleier von Sorgen hindurch.

Wir bringen zur Ruhe Deine reinen Hände, die hilfsbereit so vielen Segen gebracht haben.

Lebe wohl, lieber Freund und Kollege, aus tiefstem Herzen,
lebe wohl.

Nachruf
des Herrn Rechtsanwalt Dr. Alving
anlässlich der Einäscherung
am 15. März 1933
in Kiel

Ich habe 7 Jahre mit ihm Seite an Seite gearbeitet, Wand an Wand, zwischen uns eine kleine Tür. Wenn sie offen stand, sahen und hörten wir uns. Jetzt sehe ich hinüber, aber es ist niemand da. Zuerst denke ich immer, er ist auf Urlaub. Man kann und will es nicht fassen, daß ein Mensch plötzlich nicht mehr ist.

Immer wieder ist es wie ein Keulenschlag, das begreifen zu müssen. Und wenn ich herüber gehe in sein Zimmer und vor seinem Schreibtisch stehe, sehe ich auf die sorgsam geordneten und gespitzten Bleistifte, auf die Federhalter, die mit ihren spitzen Federn sauber in einem altägyptischen Federreiniger stecken, auf die sorgsam geschichteten Notizblätter . . . Und ich sehe die feine fleißige Schrift, in der er sich ganz enthielt, der unermüdliche peinlich genaue Arbeiter. Er lebte für seine Arbeit und seine Arbeit lebte mit ihm. Deshalb gerade fand er so feine, so wirklich befriedigende Lösungen in den schwierigsten und peinlichsten Sachen, weil er so tief mitfühlenden Instinkt für alles Lebendige hatte.

Die mit ihm und unter ihm gearbeitet haben, wissen besser als ich es jetzt zu sagen vermag, von seinem gütigen Verständnis, seiner verstehenden Nachsicht und seiner Strenge. Er war streng gegen sich selbst, und das verschaffte ihm Respekt. Er kontrollierte sich selbst unerbittlich, und so kam er zu der Sachlichkeit, die alle, die ihn kannten, immer seine hervorstechendste Eigenschaft nannten.

Es war schon so, er tat nichts in die Sache hinein, was nicht hinein gehörte, aber er holte alles aus ihr heraus.

Eine Freude war das, zusammen mit ihm eine schwierige Sache durchzuprüfen, zu ordnen und zu klären. Es wurde spät und später, er gab keine Ruhe. Und er konnte so gut zuhören. Wir horchten uns schon die Gedanken ab, und ich war stolz und glücklich, wenn sie gleich waren.

Ob er jetzt nicht unruhig ist, daß er so vieles unerledigt hat verlassen müssen? Seine Arbeit, das ist sein wahres Erbe, seine Arbeit am Recht, sein Kampf fürs Recht. Verwalten wir es gut, um es unverfälscht in die Hände des Sohnes legen zu können. Dies Erbe ist unser Trost. Sein Geist bleibt in uns lebendig und mahnt uns unablässig: Weiterhelfen, weiterarbeiten!

